

# Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

## Trudhens Heirath.

Von W. Heimbürg.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Die ersten Sonnenstrahlen legten sich wie rothes Gold auf die Spitzen des Baldes, der sich bis zu dem weissen im Willensstil gehaltenen Hause herandrängte; Nieswächtern gleich standen vor der massiven Gartenmauer prachtvolle Eichen auf dem Rasengrund. Ein schmaler wenig betretener Pfad führte zwischen ihnen dahin, wie man ihn findet an Stellen, die eigentlich nicht begangen werden sollen. Noch gaben die stolzen Bäume wenig Schatten, die Eiche belaubt sich zuletzt; jung und kraus erschienen die Blättchen an den knorrigen Ästen und stachen reizend ab gegen die dunklen Gehäusen jenseit der Gartenmauer, untermischt mit dem zarten filigranten Laub der Birke.

Die traumverloren lag „Waldrube“ in dieser Morgenstille. Die grünen Jalousien waren sämmtlich geschlossen, gleich schlaf-

hausthür. Kein Laut ringsum, als der jauchzende Triller der Lerchen, die unsichtbar im blauen Aether standen.

Da kam unter den Eichen eine schlanke Frauengestalt daher. Sie ging langsam, und ihre Blicke schweiften bald nach links über die grünende Saat hinweg ins Land hinaus, bald hingen sie an den Bäumen. Sie mußte schon einen weiten Weg gemacht haben; das feine Gesicht sah müde aus, unter den Augen lagen braune Schatten, und der Saum ihres Kleides war feucht wie die kleinen halbhohen Lederschuhe, die unter dem grauen Falbetrock hervorjagen. Sie ging direkt auf das Gitterthor zu, faßte mit den unbehandschuhten Händen die rostigen Stäbe und blickte auf das Haus, etwa in der Stellung eines neugierigen Kindes; aber ihre Augen sahen zu ernst dafür. Neben ihr stand schweißbedeint ein brauner Hühnerhund und richtete wie fragend die klugen Augen zu ihr hinauf, aber sie achtete des Thieres nicht, das ihr so treulich gefolgt. Ihre Gedanken hatten nur ein Ziel.

Sie war nie wieder hier gewesen seit jenem Tage, an dem sie in verzweifelter Angst hergelaufen, um — zu spät zu kommen. Noch erschien Alles wie damals — eben so verlassen. Sie zog die Glocke, wie schwer das ging! Ja, die



Stilloergüßt.



Zwischen Kassen und Weinen.



Heiße Bähren.

Unser Junge beim Momentphotographen. Photographie von Weissnass in Genf. Verlag von Hugo Großer in Leipzig.

hatte Niemandes Hand wieder berührt. Jedes Frühjahr und jeden Herbst fuhr zwar Sophie pflichtschuldigst heraus, um die Möbel zu klopfen und die Zimmer zu lüften, von den Andern aber Niemand. Frau Baumhagen hatte diese idyllische Marotte ihres Gatten vom ersten Moment an für eine Verrietheit erklärt, und Jenny nannte das Landhaus die Grillenburg. Sie war einmal hier gewesen und nie wieder, „man verkam ja vor langer Weile zwischen den stummen Bäumen!“

Endlich gab die Glocke einen schwachen Laut. Daraufhin erhob sich ein wüthendes Hundegebell im Nebenhause, und eine Frau von etlichen fünfzig Jahren in wattirtem Unterrocke und rothgeblühter Nachtjade kam aus dem Gebäude. Starr wie ein Wachsbild schaute sie die junge Dame an, dann schlug sie die Hände zusammen und rannte auf klappernden Pantoffeln ins Haus zurück, um sofort mit einem Schlüsselbund wiederzukehren.

„I du Barmherziger!“ sagte sie athemlos beim Aufschließen, „das hätte ich mir nicht träumen lassen — die Frau Linden! Haben einen Morgenpaziergang gemacht, gnädige Frau? Dachte schon immer, ob Sie nicht einmal herkommen mit dem Hercu Gemahl — nun sehen Sie nur — das freut mich aber!“ Und sie lief den Weg voraus und schloß die Thür der Villa auf.

„Alles in Ordnung, Frau Linden; mein Mann hat immer darauf gehalten. Pass' auf,“ sagte er, „eines Tages kommt doch einmal Jemand von den Herrschaften.“ Und wieder lief die vierschrötige Person die Treppen voraus und öffnete ein Zimmer. „Es ist Alles beim Alten — da steht Ihr Bettchen, und da sind auch noch die Bücher, nur die Tannen und Buchen vor den Fenstern sind gewachsen.“

Die junge Frau nickte. „Bringen Sie mir ein wenig heiße Milch,“ sagte sie frostelnd, „aber recht bald, Frau Mode.“

„Gleich! Gleich!“ Und die Alte hastete fort; Trudchen hörte das Klappern ihrer Pantoffeln auf der Treppe verhallen und die Hausthür zuschlagen. Nun war sie allein.

Es herrschte eine kühle grüne Dämmerung in dem Zimmer, die Buchenweige drängten sich bis dicht an die Scheiben. Damals war es noch nicht so dunkel hier innen, als sie zuletzt einen Sommer in „Waldruhe“ verbrachte. Sonst — die Frau hatte Recht — sonst war es noch ebenso, der Spiegel im Rahmen von Pflaumenholz zeigte noch immer die bogenspannenden Centauren in dem gelb und schwarzen Felde der oberen Verzierung; über dem kleinen altmodischen Schreibtische hing noch immer der Stahlstich „Paul und Virginie“ unter dem Palmenblatte; die grünen Vorhänge des Himmelbettes waren nicht um die leiseste Schattirung verblüht, das Sofa war noch genau so unbequem, der Tisch davor mit der nämlichen Plüschdecke. Hier hatte sie so manche traute Stunde verlebt, in süßer Lenznacht am offenen Fenster und an stürmischen Herbstabenden, wenn die Wolken am Himmel jagten, der Sturm sich über die Berge stürzte gegen das einsame Haus, der Regen prasselte und der Wald so unheimlich zu rauschen begann. — Dann waren die Vorhänge zugezogen, im Kachelofen brannte das Feuer, und drüben im gemütlichen Wohnzimmer wußte sie den Papa bei einer L'hombrepartige. Sie machte die Wirthin hier in „Waldruhe“, sie war so stolz darauf, in die Küche zu gehen mit dem weißen Schürzchen, in den Keller zu steigen, und die alten Herren ließen sie dann bei Tische ob des wohlgelungenen Wildbratens hoch leben. Die alten lieben Freunde — da war jetzt nur noch Onkel Heinrich.

Dort auf jenes Lager hatten sie dann auch das ohnmächtige Mädchen getragen, wie sie es an Papas Todtenbette gefunden.

Es schüttelte die junge Frau plötzlich wie im Fieber. „Er starb an seiner unglücklichen Ehe,“ hatte sie Onkel Heinrich einmal sagen gehört — leise, aber sie hatte es doch verstanden.

Mama liebte ihn nicht, Mama hatte einen Andern gern gehabt, und das hatte sie ihm einst gesagt, als es einer Kleinigkeit wegen zu Meinungsverschiedenheiten kam. „Mit dem Andern wäre ich glücklicher geworden, ich hatte ihn wenigstens lieb, aber — es war keine Versorgung.“

Trudchen begriff jetzt Alles; sie hatte Papas Charakter, sie war stolz. O, diese düsteren Jahre, da sie mit wachsendem Verständniß erkannte, welcher Sonnenschein dem Hause mangelte! „Hätte ich die Kinder nicht,“ hatte er einst zornig gerufen, „es wäre längst ein Ende gemacht!“

O, Qual der Hölle, wenn zwei Menschen durch Gott und das Gesetz zusammengeschmiebet sind, die doch am liebsten eine

Welt zwischen sich legten! — Unwürdig! unmoralisch! — Hatte er nicht recht gethan, der Papa, daß er freiwillig ging — ging für immer? Aber ach, wie schwer ist das Gehen, wenn man liebt, so liebt! — Wie denn? Liebe, Achtung gehören doch einmal zusammen — Einbildung, alles Einbildung!

Sie wurde plötzlich noch um einen Schein bleicher; sie dachte, wie Papa sie geliebt, und sie dachte an die kleine Biene in der Kumpellammer zu Hause. Gott sei Dank, es war nun ein Traum, ein Wunsch, ein Nichts — und doch — O diese herzbeklemmende Angst!

Sie ging hinüber an das Bett, sie war so müde; sie schmeigete den Kopf in die Kissen, zog die Decke empor und schloß die Augen. Und dann standen ihr immer die Worte vor der Seele wie flammende Schrift, die Worte, die sie heute geschrieben, um sie auf seinen Schreibtisch zu legen. Und sie flüsterte: „Du barmherzig, gib mich frei! Suche mich nicht auf, laß mich den einzigen Platz, der mir noch gehört!“

Die Frau brachte die heiße Milch, und sie trank. Sie wollte schlafen, sagte sie dann, aber sie konnte nicht schlafen. Sie horchte immer wieder hinaus, sie meinte Pferdegetrappel zu hören und Wagenrollen. Ach, nur das nicht!

Und Stunde auf Stunde verrann, unbeweglich lag sie; sie hatte nicht mehr den Muth, sich aufzuwaschen. Warum kann man nicht sterben, wenn man will? — Das Mittagläuten im Dorfe war eben verhallt, da kam doch ein Wagen, und bald darauf Schritte die Treppe herauf.

Gott sei Dank, er war es nicht! — Zur Thür aber hatte Onkel Heinrich sein bekümmertes Gesicht herein.

„Wahrhaftig,“ sagte er, „Du bist da! — Aber warum denn, Kind, warum denn?“

Sie hatte sich rasch aufgerichtet und stand nun vor dem kleinen Herrn. „Du bringst mir Antwort, Onkel?“

„Ja freilich! Ich wollte aber lieber sonst etwas thun! Wie kommt Ihr krazbürtige Gesellschaft dazu, mich zum Träger Eurer lebenswürdigen Botschaften auszuersuchen?“ Er warf sich ins Sofa, daß das kleine Möbel förmlich aufstöhnte. „Nur Du einen Regnal hier?“ fragte er, „mir ist's gar nicht recht um den Wagen.“

Sie schüttelte stumm den Kopf und sah ihn an aus ihren verdüsterten Augen.

„Ach so,“ machte Onkel Heinrich grämlich. „Nun, er läßt Dir sagen, wenn es Dir Spaß macht hier zu bleiben, so sollst Du Dich nicht genieren.“

Sie zuckte merklich zusammen.

„O, la la! Das ist der Sinn — so ungefähr,“ verbesserte er und wuschte sich über die Stirn mit dem Taschentuch. „Nun sprach eigentlich wenig,“ fuhr der alte Herr fort, „er war nur von einem stillen Jorne ob Deiner Flucht; indes, er nahm sich sehr zusammen. Er wolle Dich nicht hindern, meinte er; mit Gewalt schleppte er Dich nicht zurück in sein Haus. Er wolle Dir Johanne zur Bedienung schicken und hofft sonst noch jeden Deiner Wünsche erfüllen zu können. Er werde sich schon einrichten und — Du habest den Irrthum hoffentlich bald eingesehen. Und,“ schloß Onkel Heinrich, „so weit wären wir nun möchte ich von Dir wissen, was jetzt werden soll, wenn Du nämlich mit Deiner bekannten Charakterstärke nicht zum Eintricken geneigt bist?“

Sie blieb stumm.

„Uebrigens leugnet Franz in Bezug auf diesen Wolff — Alles! Und, höre, Trudchen, Du wirst sonst immer ein recht vernünftiges Frauenzimmer, was ist Dir in den Sinn gekommen, daß Du diesem alten Esel, der überall als anrühlich bekannt ist, diesem Wolff mehr Glauben schenkst, als Deinem Mame?“

Trudchen griff hastig in die Tasche und faßte den Fettel — da war ja der Beweis. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie ihn hinüber reichen — aber nein, das konnte sie nicht, sie brachte die kleine zur Faust geballte Hand, die das unglückliche Papier umschloß, nicht hervor.

„Ihr solltet Euch da Beide ein wenig entgegen kommen, meine ich,“ sagte Onkel Heinrich nach einem Weilschen; „Ihr habt Euch einmal geheirathet und — au fond — was ist's denn weiter, wenn er sich nach Deinen Verhältnissen erkundigt hat —“

Er brach ab vor ihrem dunklen Blick. „Heut zu Tage ist es gar nicht so etwas Besonderes, wenn man —“ stotterte er weiter

„Das ist es ja nicht, das nicht, Onkel! Höre auf!“ jagte Trudchen.

„Ja ja, ich verstehe Dich schon, in dem Punkte sind die Frauen empfindlicher, und mit Recht,“ nickte Onkel Heinrich. „Na, mir ahnt, der Name Baumhagen wird einmal wieder Stadtgespräch sein im nächsten halben Jahr. Adieu, Trudchen! Kann nicht gerade sagen, daß mich dieser Besuch gefreut hat. Laß Dir die Zeit nicht lang werden!“

In der Thür drehte er sich noch einmal um. „Uebrigens, es wird wohl zur Klage kommen; Franz weigert sich die Forderung dieses Wolff anzuerkennen.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Er wird sich nicht weigern,“ sagte sie ruhig. „Aber ich bitte Dich, Onkel, nimm Du die Angelegenheit in die Hand und bezahle den Wolff für seine Bemühungen.“

Ihre Augen füllten sich plötzlich mit funkelnden Hornesthränen. „O, la la! Soll ich mich auch noch da hineinmischen?“ Der alte Herr war aufs peinlichste berührt.

„Ich bitte Dich darum, Onkel, ehe es stadtbekannt wird!“ Ein Schluchzen ersückte ihre Stimme.

„Ja, meinst Du denn nicht, Kind, daß schon leise, leise darüber geküffert wird? Um! — Nun, ich will es thun, schon aus Egoismus, Trudchen. Denst Du, mir ist es gleichgültig? O, la la, was das für große Tropfen sind! Aber, verpöndst Du mir dann auch fünf gerade sein zu lassen? Wie? Du kannst doch nicht von ihm!“

Die Thränen in ihren Augen schienen förmlich zu erstarren. „Ain,“ sagte sie, „aber wir werden uns über die Trennung einigen.“

„Bist Du verrückt, Kind?“ rief der alte Herr mit dunkelrothem Kopf.

Sie wandte langsam den Blick von ihm. „Er hat ja doch nur mein Geld gewollt, er mag es behalten,“ klang es leise an sein Ohr. „Ich war Nebenbabe, ich —!“

„Na, das ist die erste Empfindlichkeit,“ meinte der Onkel beschwichtigend.

„Kennst Du mich so?“ fragte sie und richtete sich in ihrer ganzen schlanken Höhe auf; ihre verweinten Augen sahen unheimlich entschlossen in die seinen.

Der kleine Herr zog eilig die Thür hinter sich zu; das war jaß, als ob sein verborgener Bruder ihn anschaute. In unbegreiflicher Stimmung warf er sich in den Wagen. Tausend Wetter, wie war er da wieder hineingerathen durch seine Gutwüthigkeit!

Trudchen blieb allein. Einen Moment blickte sie ihm nach, dann schlug sie verzwweifelt die Hände vor das Gesicht, flüchtete sich auf das kleine Sofa und weinte.

Es war gegen Abend. Franz Linden stieg die Treppe hinab, stellte sich auf die Terrasse und pfliff gellend in den Garten hinaus. Er wartete noch eine Weile, dann schüttelte er den Kopf: „Der Räter ist ihr nach,“ sagte er leise, „selbst so ein Thier nimmt Partei gegen mich!“ — Er trat wieder zurück in den Saal und ließ auf Johanne, die am Büffet hantierte.

„Sie werden also in einer Stunde nach Waldruhe fahren,“ redete er sie an und sah dabei an ihr vorüber. „Nehmen Sie das Nöthige an Wäsche und Garderobe meiner Frau mit; was sie sonst noch wünscht, steht jeden Augenblick zu ihrer Verfügung.“

Johanne blickte ihn schon an, das sonst blühende Mäuner Gesicht sah so aschfahl aus in der abendlichen Beleuchtung. „Wenn's noch eine halbe Stunde Zeit hätte, Herr Linden, — ich will dem Fräulein doch wenigstens noch Bescheid sagen über den Milchseller.“

„Dem Fräulein? Ah — so —“

„Ja, dem Fräulein, die seit gestern bei der Tante Rosa zum Besuch ist; sie erbot sich dazu, Herr Linden, als sie hörte, daß die gnädige Frau fortreiste. Ich weiß ja doch sonst nicht, wie ich abkommen soll; die Dore ist zu dumm und hat auch zu viel zu thun.“

Ehe er noch antworten konnte, hatte sich leise die Saalthüre geöffnet, und hinter der wunderlichen Figur der Tante erschien ein brünettes Mädchen mit rothen Wangen und blühenden Augen, die, ihn erblickend, einen etwas unbeholfenen Tanzstundentanz machte

und gleich darauf von der alten Dame als Heidchen Strom vorgestellt wurde.

Franz verbeugte sich vor den Damen, stammelte ein paar höfliche Worte und bat um Entschuldigung, wenn er sie verlassen müsse, da er noch Briefe zu schreiben habe.

„Es thut mir so leid,“ sagte Tante Rosa, „daß Frau Trudchen nicht zu Hause —“

Er nickte ungeduldig. „Sie wird bald wiederkommen,“ erwiderte er schon im Gehen.

„Wenn die Heidchen irgend etwas helfen könnte in der Wirthschaft —“ schritt die Stimme der alten Dame ihm nach.

„Bemühen Sie sich nicht!“ wehrte er ab.

„Ich thue es gern!“ versicherte Fräulein Adelheid schüchtern. Abermals eine stumme Verbeugung von seiner Seite, und dann war er mit großen Schritten aus der Thür. Auch das noch!

Hastig lief er die Freitreppe hinab in den Garten. Er zog noch einmal den Brief aus der Tasche, den er heute Morgen auf der Platte seines Schreibtisches gefunden, und las ihn durch. Es waren nicht die sonst so zierlichen Buchstaben; hart und fest und groß standen sie dort, und doch unsicher wie in zitternder Erregung geschrieben.

Das Blut schoß ihm siedend zum Herzen. „Es wird sich finden!“ Er steckte das Schreiben wieder ein und nahm ein anderes aus der Briestasche, das vor einer halben Stunde ein expresser Bote gebracht.

„Ich komme so eben von Wolff, mit dem ich ein Arrangement Ihrer fatalen Angelegenheit beabsichtigte. Der Bieder mann ist leider seit gestern am Typhus erkrankt und augenblicklich nicht mit ihm zu verhandeln. Ich kann nur bedauern, daß Sie just an Diesen gerathen sind, und verstehe nicht, warum Sie ihn nicht befriedigt haben. Sobald der Gentleman wieder au fait, werde ich mir erlauben, im Interesse meiner Familie und vor allem meiner Nichte, stillschweigend zu handeln, und bitte Sie, nicht durch ein Vorgehen Ihrerseits die Sache zu verschlimmern. Sie haben Rücksichten zu nehmen!“

„Ich darf wohl als alter Mann Ihnen einen Rath geben? Ich beurtheile diese Angelegenheit sehr tolerant, aber eine Frau denkt anders darüber. Geschiehen Sie doch offen den kleinen leidigen Weibe die Wahrheit, — bei ihrem Charakter das Einzige, das sie wieder versöhnen könnte. Ich will gern, schon aus nahe liegenden Gründen, das Möglichste thun, um ihr die ganze dumme Geschichte in mildesten Lichte hinzustellen —“

„Rücksichten!“ murmelte er, „Rücksichten auf die Familie!“ Dann lachte er auf und ging schneller in den sinkenden Abend hinein. Was sollte er zu Hause, in den leeren Zimmern, an dem unwirthlichen Tisch und mit dem Herzen voll Groll? Kindischer, aberner Eigensinn war es von ihr — und kein Vertrauen! Womit hatte er verdient, daß sie sofort den Stab über ihn brach, ohne ihn zu hören? Nun, sie würde anstrogen, sie würde wiederkommen, aber — der Zauber war gebrochen, der Duft, der Farbenschmelz dahin!

Sein Recht mußte er haben, ohne Rücksichten auf Familie Baumhagen, auf sie, der er die Hände unter die Füße gebreitet in treuer, ehrlicher Liebe. Weher hätte sie ihm nicht thun können, weher nicht, als daß sie dem Schurken mehr geglaubt, als ihm; sie, die sonst so besonnen —. Besonnen?

Er sah noch ihre Augen vor sich, die Augen, in denen tief die Leidenschaft glimmte; er hatte sie mehr als einmal im Jorne bliken sehen, er hörte ihr erschütterndes Schluchzen, ihre vor Bewegung tonlose Stimme, als sie von dem Vater sprach. Er sah sie, wie sie am Hochzeitsabend drohen seine Hände stürmisch an die Lippen presste, eine stumme beredete Unterwerfung, ein Dank für den Zufluchtsort an seiner Brust. Und nun? Sie war verrathet, diese leidenschaftliche Liebe, unterlegen der ersten Prüfung.

Es dämmerte schon, als er von seinem Gange zurückkehrte. Johanne war fort; das Stubenmädchen, das er auf dem Corridor traf, erzählte, sie habe ihr Kind mitgenommen und einen Koffer voll Kleider und Wäsche, auch die Bücher, welche die gnädige Frau gestern zugesandt bekommen. Er trat in ihr Zimmer; der süße Beilichenduft, den sie so liebte, hauchte ihn an, die Decke der Chaiselongue lag noch so, wie sie dieselbe beim Aufstehen heute abgeworfen. Er hielt es nicht aus, die Sehnsucht packte ihn zu gewaltsam und drohte ihn weich zu machen, er kam wieder hinunter in den Gartenjaal. Unwillkürlich behielt er die halbgeöffnete



Seligre Cape  
Photographer for the



...liger Tage der Jugend.  
...  
... in ...

Thür in der Hand — da saß der Amtsrichter am Tische, bestaubt, derangirt von der Brodentour und seelenvergnügt. Aber — wie kam diese Fremde dazu, hier zu schalten?

Das frische brünette Mädchen deckte just den Tisch. Sie hatte über das dunkle Kleidchen eine weiße Schürze gebunden, der Laß schmiegte sich ohne Falten an die volle Brust; sie schob eben mit den runden Armen, die aus den halblangen Ärmeln blickten, eine Platte mit kaltem Fleisch auf des Amtsrichters Platz und setzte die Bierflasche neben das Kouvert. Und sie lachte den kleinen wegemüden Freund dabei an, daß alle ihre weißen Zähne durch die Lippen blühten.

Auch das noch, um die Gemüthlichkeit vollkommen zu machen! Mochte essen, wer da wollte! Und nun saß er oben in seinem Zimmer in der Sofa-Ecke; draußen dämmerte die Frühlingsnacht, und eine Mädchenstimme sang um die Wette mit den Nachtigallen dort unten, das mußte die kleine schwarze Adelsheid sein; zuletzt scholl es nur noch verhallend aus der Tiefe des Gartens herauf.

Er fuhr erst empor, als der Amtsrichter vor ihm stand.

„Nun möchte ich aber wahrhaftig wissen, Franz — bist Du verheiratet oder ich? Was ist denn los? Wo ist Madame? Die kleine Schwarze da unten, die wie vom Himmel gefallen scheint, sagte: „Fort!“ — Fort? Was heißt das?“

„Fort!“ wiederholte Franz Linden. Es klang so wunderbar, daß der Freund stutzig wurde.

„Es ist etwas passiert, Franz — die Alte, die Schwiegermama hat's angerichtet. O, diese Weiber!“

„Nein, nein! — Die Sache mit dem Wolff.“

Der Amtsrichter stieß ein gut deutsches Schimpfwort aus, dann setzte er sich neben Linden und schlug ihn auf die Schulter. „Den kriegen wir, Franz,“ tröstete er, „und sie wird wiederkommen, muß wiederkommen, sie wird gar nicht gefragt darum. Aber sie hat das Dämmele gethan, was sie thun konnte, indem sie davonlief.“ Und er begann eine Auseinandersetzung über

einen Proceß, der kürzlich in Frankfurt am Main gespielt auf Grund böswilliger Verlassung.

Linden sprang empor. „Bleibe mir mit dem Gesetze vom Leibe!“ sagte er barisch. „Denkst Du, ich werde sie mit Gewalt zurückführen?“

„Und wenn sie nicht von selber kommt, Franz?“

„Sie wird kommen,“ erwiderte er kurz.

„Und der Ehrenmann, dieser Wolff?“

Franz Linden präsentirte dem Freunde eine Cigarre und nahm selbst eine, aber zündete sie nicht an, und indem er sich wieder setzte, sagte er: „Das fragst Du? Habe ich mir schon etwas gefallen lassen, Richard?“

„Nein, aber worauf stützt sich nun der Mann eigentlich?“

Franz zuckte die Achseln. „Ich sagte Dir schon, daß er erklärte, als ich ihn quasi hinauswarf, er werde sein Recht zu finden wissen. Uebrigens ist der Gentleman krank,“ setzte er hinzu.

„O, das ist fatal!“ bedauerte der Amtsrichter. Er verstimmete, denn eben scholl wieder die volle tiefe Mädchenstimme herauf:

„Du hast mir viel gegeben, Du schenkest mir Dein Herz;

Du nimmst mir Alles wieder und liehest mir den Schmerz.“

„Es muß recht schwer sein, Franz!“ flüsterte der Freund nach einer Weile tiefsten Schweigens. „Sehr schwer — ist meine: das Richtige bei den Weibern zu treffen. Wie wirst Du Dich benehmen? Mit Strenge oder mit Milde? Schreibst Du ihr einen groben Brief, oder dicitest Du sie an? Es ist heute so ein Abend, ich könnte selbst Verse machen. Weißt Du, Franz, zünde Licht an und laß uns die Zeitung lesen!“

„Richard,“ sagte der junge Mann laut und stand auf, „wenn Du mir bei der Sache gegen Wolff Deinen guten Rath leihen willst, nehme ich es dankbar an, aber laß meine Frau aus dem Spiele, das ist meine Sache allein!“

(Fortsetzung folgt.)

## Burgen in Bozens Umgebung.

Von Ignaz Zingerle. Mit Illustrationen von Richard Pätzner.



Der „geschickte Ebanum“.

Wolfgang Menzel nannte das Etschland von Meran bis Bozen die burgenreichste Gegend, so weit die deutsche Zunge klingt. Und mit vollem Rechte: das von Kastellen und Warten so reich geschmückte Rheintal kann sich mit der Meraner und Bozener Gegend in dieser Beziehung nicht messen, und selbst das schöne Binschgau steht den Rheingegenden an Schloßzahl nicht nach.

Die Geschichte erklärt uns das Räthsel dieser Fülle von befestigten Bauten. Schon vor den Römern hatten die Nätier hier ihre wehrhaften Plätze; als später die Römer den Widerstand der früheren Bewohner gebrochen hatten und Herren des Landes an der Etsch und am Eisack geworden, bauten sie eine Kette von Kastellen und Warttürmen. Die romanischen und vorrömischen

Namen derselben haben sich bis auf unsere Zeit erhalten und geben Zeugniß für das Alter und die Abstammung vieler Burgen. Als endlich Deutsche die Macht der Weltbeherrscher im Gebirge gebrochen hatten, ließen sich Gothen, Langobarden, Bayern und Franken im eroberten Gebiete nieder, saßen in den alten Kastellen oder bauten sich neue Burgen.

Die Wege den Eisack und die Etsch entlang oder über Oberrain waren die beliebtesten nach Italien und wurden Völkerstraßen. Bozen wurde der berühmteste Handelsplatz zwischen Deutschland und Italien, Meran war seit der Gründung Tirols durch Meinhard II. die Hauptstadt des Landes. Kein Wunder, daß sich alte mächtige oder junge hochstrebende Geschlechter hier im reich gesegneten Etschlande, wo die Traube glüht und die Feige schwillt, mit Vorliebe ansiedelten, alte Burgen erwarben oder neue Schloßer und Edelitze erbauten!

Meran ist von einem Kranze solcher ehrwürdigen Bauten umgeben, wie das Handel treibende Bozen. Wer kennt deren Namen! — manche Ruine liegt vergessen und verklungen, wie Dornröschens verzauberte Burg, im dichten Gestrüppe oder unzugänglichen Waldesgrunde.

Einst hatte meine Freundin Johanna von Jffer den schönen Plan gefaßt, alle Burgen Tirols zu zeichnen, und über vierhundert Aufnahmen liegen sorgfältig ausgeführt vor. J. von Hornmayr, der bekannte Historiker, wollte den Text dazu schreiben. Einige Hefte dieses preiswürdigen Unternehmens erschienen in London — aber bald ward das Fortschreiten der „Ansichten von Tirol“ gehemmt. Sollte der weitgreifende Plan der geistreichen Frau nicht wieder — aufgegriffen werden?

Wir bewegen uns in engerem Kreise und beschauen die bedeutenderen Burgen in Bozens Umgebung. Ich lade meine Leser zu einem kleinen Spaziergange an die Talsperre ein.

Durch die enge Fleischgasse wandern wir zur Talsperre, von wo aus wir das hochragende Radenstein, das weltberühmte Kuntelstein, die verfallende Hafelburg, das uralte, weitgedehnte Sigmundskron, das fernblickende Hochpennan am Fuße der Wendelwand und

den Osten das stattliche Schloß Karneid, welches den Eingang ins romantische Eggenthal bewacht, erblicken. Wohin das Auge schweift, begegnen uns somit ehrwürdige Bauzeugen alter Herrlichkeit. Die Rundschau von der Talferbrücke gehört zum Reizendsten. Das Tirol bietet kann. Wechselnde Gebirgsformationen, Dolomiten- und Porphyrgebilde, herrliches, fruchtbares Mittelgebirge, lachende Ortschaften, Dörfer und Weiler, malerische Burgen und Kirchlein! Wer kann sich sattsehen an diesem so wechselreichen, bezaubernden Panorama! — Von der Brücke gehen wir nach dem rasch aufsteigenden Kurorte Gries, wo Feigenbäume über ephemertrantke Pflanzen die Keste breiten, wo schlank Cypressen ragen und Myrthen, Agaven und Kakteen an steilen Felsen wildwachsend stehen. Kunstfreunde besuchen gerne die mit M. Knoller's Fresken geschmückte Klosterkirche. Wir steigen aber zur schönen gotischen Pfarrkirche empor, die einen sehenswerthen Altar aus dem 15. Jahrhundert besitzt. Vor der Kirche bietet sich eine bezaubernde Aussicht auf Nah und Ferne, auf die waldenden Gesteine und die grauarenden Gebirge.



Partie aus dem Schloßhof von Kunkelstein.

Wir verlassen dies „Lugensland“ und wandeln am rechten Talferufer nordwärts zum „Weißbühnen Thurm“, der am Fuße des höfbesetzten Guntlschnaberges an der Mündung einer Schlucht, in die ein Bergbach stürzt, erbaut ist. Ein malerisches, geschlossenes Landschaftsbild! Den runden Thurm wollte man einst als römisches Werk erklären, aber die Bauart weist auf spätere Zeit. Er ist nur der Rest einer mittelalterlichen Festung, die zur Zeit Maximilian's II. noch gestanden hat. Daneben liegt die alte Oswaldkapelle mit einem Bilde der „heiligen Kummercrus“ (Wilsgefortis). Jede mythische Heilige, die wir hier verehrt finden, bezeugen das hohe Alter dieser Kapelle. St. Oswald, der englische König, ist längst als christliche Unterstellung des heidnischen Gottes Obhinstan nachgewiesen. Welche germanische Göttin steckt aber hinter der besetzten Jungfrau am Kreuze, die ihren Santoffel dem armen Weigerlein spendet? Die Legende ist durch ganz Deutschland bis weit in den Norden verbreitet, und Julius Kerner, wie Guido Görres haben die Sandalen schenkende Heilige bejungen. Verehrt ist der Seraph, in derselben eine Venus barbata zu entdecken. — Weiter wandernd, folgen wir dem Pfade zur Talferbrücke bei St. Antoni oder Klebenstein, überschreiten dieselbe und ziehen zwischen Weinbergen oder unter weitkronigen Kastanienbäumen nach dem berühmten Kunkelstein, der tirolischen Wartburg. Denn wie diese ist unser vielbesungenes Schloß ein gelehrter Sitz der Kunst und Poesie gewesen. Sei gegrüßt, du alter Mäusenitz, der so feierlich und traut vom mächtigen Schloßberge niederblickt, bewacht von dunkler Cypresse! Im Oktober 1847 betrat ich zum ersten Male deine heiligen Hallen, und seitdem ist die alte Liebe für dich jung und frisch geblieben.

Die Burg, auf welche J. Görres und König Ludwig I. von Bayern die Aufmerksamkeit der Künstler und „Romantiker“ gelenkt haben, war einst Besitz der mächtigen Herren von Wang, deren Stammshloß weiter nordwärts im malerischen Sarathale

liegt. Am Schlusse des 14. Jahrhunderts kam sie an Niclas Buntler von Bozen, Herzogs Leopold von Oesterreich Rath und Amtmann, und Franz Buntler. Da begann für das Schloß die goldene Zeit. Die reichen, kunstsinigen Besitzer erweiterten dasselbe, bauten einen neuen Flügel, zwei Thürme und eine Kapelle und schmückten Hof und Gemächer mit Wandbildern, die der Heldenjage und höfischen Dichtung entnommen sind. Eine Bibliothek wurde angelegt; Heinz Sentlinger, der Schreiber aus München, schrieb hier die Weltchronik ab, und Hans der Buntler brachte 1411 die „Blumen der Tugend“ in Verse. Künstler und Dichter, besonders Oswald von Wolkenstein, gingen ab und zu. Das damalige Leben und Streben auf Kunkelstein hat Herman Schmid in seinem Romane „Kriedel und Oswald“ aufs Lebendigste geschildert.

Eine zweite Blüthe erlebte das Schloß unter Kaiser Maximilian, dem „letzten Ritter“, der es selbst besuchte, der seine Freude an den alten Bildern fand und dieselben am Beginne des 16. Jahrhunderts restauriren ließ. Die sorgfältige Erhaltung Kunkelsteins lag unterm romantischen Kaiser ebenso am Herzen, wie das Heldenbuch an der Etsch, welches er durch Hans Rieb, Böllner in Bozen, abschreiben ließ. Im Jahre 1501 übergab der Kaiser dem Landsknechtführer Jörg von Freundsberg die Pflüge und Hut der geliebten Burg. 1538 gelangte sie an den Grafen Christoph von Lichtenstein und blieb im Besitze seines Geschlechtes bis 1754; nun wurde sie Mensalgut der Fürstbischöfe von Trient, die sich aber um den profanen Bau nicht viel kümmerten. So verfiel das berühmte Schloß mehr und mehr, — und in einer Nacht des Jahres 1868 stürzte eine Wand der mit Gemälden geschmückten Sale in die Tiefe. Manchem eingebornen „Romantiker“ ging das Unglück der vielgefeierten Burg schwer zu Herzen, und Fremde höhnten über ihr trostloses Schicksal. Es handelte sich um Sein und Nichtsein eines tirolischen Kleinstadts. In jenen Tagen von Kunkelsteins Schmach vertraute ich auf den guten Burgeist und die Fürbitte des hochseligen „letzten Ritters“ und beschloß endlich als Erzromantiker und „letzter treuer Knappe“ des in den letzten Jügen liegenden Schloßes ein unterthänigstes

Prememoria abzufassen, dessen kurzer Sinn darin bestand: unser ritterlicher Kaiser möchte sich der Lieblingsburg eines seiner größten und berühmtesten Ahnen, des „letzten Ritters“, huldvoll erbarmen. Und siehe, meine fromme Zuversicht hatte mich nicht ganz getäuscht! — In einem schönen Maimorgen 1874 erhielt ich die hocherfreuliche Zuschrift, daß die nothwendigen Restaurirungen auf Kosten des Staates vorgenommen und zur Restaurirung des Schloßes geschritten werden solle. Ein Kredit bis zu dem Betrage von 1200 Gulden sei bewilligt. Welch süßes Frühlingsspiel! — Wirklich wurde das Nothwendigste zur Erhaltung der Burg ins Werk gesetzt — doch sie war verkauft, wer wird sie erwerben und retten? Da überraschte mich Freund Alois Gabl, der berühmte Maler in München, mit der



Schloß Kunkelstein, von der Talfer aus gesehen.

Freund Alois Gabl, der berühmte Maler in München, mit der



Blick auf die Burgen Nied und Ravenstein.

Nachricht, daß er mit einigen Genossen einen Kaufantrag an die fürstbischöfliche Mensa gestellt habe und daß man das Schloß zu alten Würden und Ehren bringen wolle.

Während man täglich auf den Kaufabschluß wartete, kam die Kunde, daß Erzherzog Salvator von Toscana die Burg erworben habe — und nach kurzer Zeit verbreitete sich „die frohe Mär“, daß Kunkelstein in den Besitz Kaisers Franz Joseph übergegangen sei. Nach zehn Jahren war der Wunsch meines Promemoria in Erfüllung gegangen. —

Wir betreten den traulichen Schloßhof. Von dem Söller begrüßen uns die bekannten Triaden, welche die besten Kaiser und Könige, die bewährtesten Ritter und Liebespaare, die schrecklichsten Riesen und Riesinnen zc. darstellen. Welcher Freund mittelhochdeutscher Dichtung freut sich nicht, die gefeiertsten Reden der Helden Sage: Siegfried, Dietleib und Biterolf, die besungensten Ritter der höfischen Dichtung Parcival, Zwein und Gawein neben den drei minniglichsten Frauen dargestellt zu sehen! Findet man in einer zweiten Burg ähnliche Bilder aus der mittelalterlichen Sagedichtung? Doch blicken wir aus der alten Burg hinaus ins Freie! Welch überreiches Bild südlicher Schönheit und Weppigkeit gegen Südwesten, welches entgegengesetztes Bild einsamer, großartig wilder Thal-schlucht gegen Norden! — Die schroffsten Gegensätze der Naturscenen findet man hier vereint. — Nachdem ich mit meinem Begleiter Alles besichtigt und bewundert, stiegen wir wieder herab in den Hof, setzten uns in der Nähe

eines prächtigen Feigenbaumes und brachten ein donnerndes Gäh auf den neuen Herrn und hohen Beschützer des geretteten Kunkelstein und wünschten unserer Wartburg Heil und Glück zur neuen Urständ auf ferne Zeiten.

Wer aber Kunkelstein verläßt und noch Muße hat, der wandert nordwärts am linken Talserufer bis zum Bolle, beschaunt sich das einsame Schloß Nied, bewundert das hochragende Ravenstein und die wilde Thalenge mit den senkrecht sich aufstürmenden Felswänden, von denen da und dort eine kleine Kaskade niederstürzt oder an denen reiche Epheuteppiche sich hinanischlingen. Die wilden Naturbilder der Talerschlucht üben große Zauberkraft auf Landschaftsmaler, die oft nur deshalb so gerne Bozen besuchen.

Wie sieht das paradiesische Ueberfließ mit seinen Burgen, Dörfern und Weibern so verlockend herüber nach Kunkelstein! Der Anblick wirkt wie der Gesang bethörender Sirenen. Unwillkürlich folgt man, — und wird in dies fromme Revier, das von der Burg Hocheppan stolz überragt und überwacht wird, hingezogen. Wie ein fühner Adler blickt die hohe Welfenburg trotzig Alles weit nach



Hocheppan.

Norden, Süden und Osten, während die andern zahlreichen alterstgrauen Burgen bescheiden zu ihren Füßen zerstreut liegen. Hocheppan ist das zerfallende Denkmal weitstrebender Macht und politischer Wirkens, Kunkelstein die Denkstätte bescheidenen idealen Wirkens und Schaffens. Hocheppans mächtige Herrschaft ist für immer gebrochen, Kunkelsteins gekerkerte „blone Blume“ blüht noch fort. (Schluß folgt.)

## Unruhige Gäste.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

Daß der Pastor Prudens die rechte Art, mit dem Käfel in seiner Stimmung umzugehen, getroffen hatte, bethätigte derselbe ihm dadurch, daß er ihm einen von den zwei Schemeln der Hütte zuzohob und, wenn auch verstockt, so doch merklich gebückt, und als ein Mensch, der Verstand hatte und Vernunft annehmen konnte, sagte:

„Nun denn, so probiren Sie's in Gottes Namen, Herr, ob Sie es mit Ihrer Gelehrsamkeit besser fertig kriegen als Ihre liebe Fräulein Schwester, den zwei Waisenkindern da und ihrem Vater den Begriff davon beizubringen, daß sie alle Drei im Unrecht sind mit ihrem Willen hier am Leichnam gegen das Dorf und alle Behörden, ob sie Kaiser, Papst oder Polizei und Ortsvorsteher heißen. Jawohl, Sie haben Recht darin, Herr Pastor, daß es wohl billig ist, daß Fuchs sich nicht vor den Worten derjenigen fürchtet, die allein keine Angst haben vor dem Gift, das er in seinem Glend an sich tragen mag, die mit ihm aus der Klause trinken, die er seiner Kranken an den Hals gehalten hat, und welche ihm die Hand auf die Jacke legen, die er ihr auf ihre armen Füße gebreitet hat. Kind, Mädchen, lege Dich nieder, schlaf weiter, Mader, Beide; der Herr Pastor hat noch mit Papa zu reden.“

Aussehen mochten sie wie sie wollten, gut gezogen waren sie, die zwei jungen Fische, einerlei ob von dem Käfel oder von der Fee. Sie gehorchten aufs Wort. Das kleine Mädchen, dessen scharfe Augen gestern Abend den Groschen der Reisegeellschaft zuerst im Graze der Bierlingswiefe entbedt hatten, begriff sofort, daß es nicht gut thue, den Vater und den Herrn Pastor durch das leiseste Rascheln im Bettstrohe und Laub zu stören. Nachdem es wieder zu dem Bruder gekrochen war, hörte man nichts mehr von den Zweien; aber die vier dunkeln Augen leuchteten wie merkwürdige Fuchsaugen beim Mädeln der Tannenpähne auf dem Herde aus ihrem Winkel in der Kothle. Und es war vielleicht gut, daß die beiden Männer wußten, daß sie nicht unter sich allein waren. Sie vergaßen es leider doch nur zu oft während der nächsten halben Stunde.

„Vollmar Fuchs, der Herr hat Ihr Weib aus einem schweren, weiden Leben zu sich gerufen,“ sagte jetzt der Pastor Prudens.

„Aus einem fidelem, einem lustigen Leben, Herr. Das weiß der Himmel! Aber sie hatte sich ja ganz gut hineingefunden, Herr; hat plätschlich ausgehalten bei Mann und Kind im Leben und Sterben — oder wissen Sie es anders?“

„Gewiß nicht, Fuchs! Sie ist Ihnen eine treue Frau gewesen, und Ihren Kindern, so gut sie's sein konnte in ihrem Schicksal, eine gute Mutter. Aber haben Sie an ein solches Dach über ihrem Kopfe, an ein solches Lager unter ihrem kalten Leichnam gedacht, als Sie sie überredeten, zu Ihnen zu kommen, für Gut und für Böse, für Gesundheit und Krankheit, für Leben und Tod, Vollmar?“

„Wer kann an so was denken zu seiner Zeit? Der Satan weiß es!“

„Gott der Herr, der es zugelassen hat, weiß es, Vollmar Fuchs! Er, der ihre Seele jetzt, wie wir demüthvoll hoffen wollen, in seinem Frieden hält, und der in dieser Stunde nur — Das da, an dem Du Deine Erdenlust hattest, Dir gelassen hat, fragt Dich, ob Du Dich noch immer nicht bändigen kannst, ob Du das, was Deine Erdenfreude war, den armen Staub, dem Er Dem einblies, nun mißbrauchen willst, Ihn zu höhnen, indem Du Aische zu Aische nicht versammeln willst auf Seinem Aker — Gottes Aker — in Deinem kindischen Trost?“

„Das da!“ erwiderte der Käfel hinter seinen aufeinander geschobenen Zähnen. „Damit haben Sie wohl das richtige Wort getroffen, Herr! Und die da!“ er zeigte auf die Kinder im Stroh, „und der da!“ er schlug sich mit der Faust, im Grimm lachend, auf die Brust — „das, und wenn's aufs Feine und Lustige ging, der Käfel und die Fee und ihre Brut — das sind wir gewesen in gesunden Tagen mitten unter ihnen im Dorfe und im Wirtshaus in unserer Verlassenheit allein hier im Fuchsbau, und das wollen wir jetzt bleiben, nicht bloß ihnen zum Tort,

sondern unfertwegen! Der Käfel und seine Jungen geben ihre Fee — das da, Herr Pastor! dem Dorfe nicht auf seinen Kirchhof; so lange ich Knüppel und Handbeil halten kann und mit dem da umzugehen weiß!“

Bei den letzten Worten hatte er auf seiner Lagerstelle zu Füßen der Leiche unter das Laub gegriffen und hielt dem Pfarrer einen Revolver vor die Augen.

„Sechsläufig, Herr! und daß Vollmar Fuchs einen guten Treffer hat, das weiß die Bande im Dorfe ja auch zu allem Uebrigen; aber Sie mögen dreiste, der besten Warnung wegen, noch 'n bißchen weiter von dem Spielding zu Hause erzählen.“

„Unglücklicher Mensch, man wird ins Thal um Hilfe schiden — „Und den Käfel wieder mal mit Stricken um die Häufte drunten abliefern? Ja, aber erst nachher, wenn das Thier sich gewehrt hat bis auf den letzten Biß.“

„Mensch, und die Kinder? Wie lieb hat Dein Weib ihre Kinder gehabt —“

Da lachte der Mann in der Fieberhütte, wie selber vom grimmiesten Fieber gepackt —

„Und abgerichtet hat sie selber sie hierzu in ihren letzten Phantastereien! Ja, bitte, fragen Sie nur die Kinder, wie leicht Waldlaub, Todtenstroh, Fichtenharz und Tannenborke in Feuer aufgehen. Das besorgen sie schon mit einem Scheit vom Herde, ohne daß ich winke. Fische schmaucht man aus; soweit sind sie aber Menschgeschöpfe, daß sie auch die höchste Behörde im Nothfall von ihrer Mutter nach deren letztem, sterbendem Willen wegschmauchen und selber frei durch den Qualm springen.“

### 7.

Der Gebirgswind um Mitternacht hatte kein Regengewölk zusammengetrieben; im Gegentheil hatte er das Himmelsgewölbe womöglich noch reiner gefeilt und glänzender gemacht, als es am vergangenen Tage gewesen war. Nachdem er den Pfarrer auf seinem Heimwege von seinem vergeblichen Gange mit leisem vergeblich zu Ruhe singenden Hauche begleitet hatte, war er in der Dämmerung wieder ganz still geworden.

Nun lagen die Berge schon früh in der heißesten Sonne, die Tannenwälder dufteten Weihrauch; wie Goldtropfen entquoll ihnen das bernsteinfarbige Harz. Die Quellwasser bligten und rauschten durch Schlucht und Klust oder schlüchen leise durch die bunten Wiesen. Glodengeläut klang von den zu ihren Tagesweiden aus den Thälern aufsteigenden Herden. Die Menschen nahmen ihre Arbeit auf der Oberfläche der Erde von Neuem auf; unter der Erde in den Bergwerken hatte sie freilich auch durch die Nacht nicht still gestanden.

Ob der Pastor Prudens um diese Zeit schlief, ob er überhaupt hatte schlafen können, wissen wir nicht. Aber seine Schwester nahm das erstere an, da sie an seiner Thür gehorcht hatte, ohne ein Geräusch aus seiner Kammer zu vernehmen.

„So hat ihm Gott geholfen, das starre Herz des Armen zu bewegen,“ sagte Phöbe Hahnemeyer. „Ich aber habe geschlafen, da ich auf seine Rückkehr warten sollte; da ich hätte wachen sollen, um mit ihm Dem zu danken, welcher ihm die Kraft dazu in sein strenges Herz legte und die rechten Worte auf seine Lippen.“

Sie stieg in den Garten hinunter und traf daselbst unter den wenigen, noch vom Vorgänger im Amte herstammenden Blumen und Biergebüschen mit dem Gaste zusammen, der auch schon mit dem Frühesten auf war.

Das junge Mädchen hätte wohl keine Rechenschaft darüber ablegen können, wie es zuging, daß es ihr jetzt zum ersten Mal auffiel, wie vernachlässigt dieser Garten jedem Fremden erscheinen mußte. Als sie nun nach dem Morgengruß neben diesem jetzigen Freunde stand, fühlte sie unwiderstehlich das Bedürfnis, etwas zu ihrer Entschuldigung darüber vorzubringen.

„Ich spräche die Unwahrheit, wenn ich sagte, wir hätten nicht die Zeit gehabt, uns darum zu kümmern. Wir haben wohl

nur nicht daran gedacht. Wir hatten wohl gleich vom Anfang unseres Hierseins recht viel mit den Menschen zu thun, und ich bin auch ein wenig unerfahren hierin —“

„Und die Welt rundum ist ja selbst nur ein größerer Garten!“ half ihr Veit von Wielow lächelnd. „Man hat sich ja auf allen Seiten, nach allen Richtungen hin gegen das schöne Andringen von Busch und Baum und Blume zu wehren. Sie sind doch eine Gärtnerin, Fräulein Phöbe; und zwar auf einem der wundervollsten Flecke dieser Erde. Man sieht nicht aus jedem Fenster in den Häusern der Menschen in solch' eine künstlich-glorreiche Wildniß hinein, und man hat leider nicht von jeder Thür aus so viele Wege zum Lustwandeln zur Auswahl, liebtes Fräulein.“

„Wir sind diese Wege nach dieser Weise noch nicht gegangen,“ sagte Phöbe Hahnemeyer; und der Gast, sie fast schon von der Seite anblickend, dachte:

„Armes Kind, unter welchen steinernen Augen und Herzen mußt Du aufgewachsen sein; in was für harten Manern hat man Dich gefangen gehalten!“

Laut fragte er:

„Sie wohnen schon längere Zeit hier bei Ihrem Bruder?“

„Er hat mich erst, nachdem er hier das Amt bekam, zu sich rufen können. Es sind zwei Winter —“

„Zwei Winter! . . . Und Sie wohnten bis dahin —“

„Ich war Pflegerin und Lehrerin der kleinen Kinder in der Idiotenanstalt zu Halah.“

Der Gastfreund aus dem Tagesleben trat unwillkürlich einen Schritt zurück:

„O, da war dieser Ruf Ihres Bruders, meines Freundes Brudens, in der That ein Ruf der Erlösung, ein Ruf der Freiheit?!“

„Ich ging nicht gern. Die Kleinen hatten mich lieb; es ist so schwer, ihr Vertrauen zu gewinnen, und auch nicht leicht, die ämsten unter ihnen ohne eigenen Born im Zaume zu halten. Ich bin mit bangem Herzen gegangen, denn sie weinten fast alle — die, welche das können, nämlich. Ich hatte mich in sie hineingelebt.“

„Und da fürchteten Sie nun für Ihre armen Schutzbefohlenen unter dem neuen Regime Ihrer Nachfolgerin?“

„Nicht für die Kinder, denn die hat der Herr besser gewappnet, als man draußen wohl denkt; aber für die arme Schwester Theresie. Es ist nicht Jedem gleich leicht gemacht, seine Seele zu demüthigen und sich mit allen seinen Gedanken in die Gedanken der Unmündigen des Herrn zu finden und mit sich selber ganz und gar bei ihnen in ihrem Kreise zu bleiben und ihnen zu helfen, daß sie darüber hinaussehen können.“

Des Gastfreundes Betroffenheit steigerte sich mit jedem Worte, das dieses Mädchen aussprach. Je unbefangener, ruhiger, kindlicher sie auf jede seiner Fragen antwortete, desto gespannter, aber auch desto schener (wir wissen keinen andern Ausdruck) fragte er weiter:

„Brudens wird es sehr wohlgethan haben, Sie zur Gesellschaft und Hilfe bei sich zu haben? . . . Aber er hätte Sie doch lieber im Frühling hier in die neuauftlebende Schönheit der Natur versetzen sollen, und nicht, wie ich Ihren Worten entnehmen muß, zu Anfang oder gar inmitten des Winters.“

„O nein! Es konnte sich gar nicht besser fügen, wenn ich ihm zur Hilfe und Gesellschaft vom guten Gott zugehört werden sollte. Die Winter sind gewaltige Zeichen des Herrn auf diesen Höhen. Ich gelangte nur noch mit Mühe und Noth zu unserer Hausthür, aber darum auch gerade zur rechten Zeit. In der Nacht nach meiner Ankunft wuchs der Schnee um das Haus schon bis über die Mitte der Fenster des Unterstods. Da öffneten wir die Thür noch einmal zu einem Wege ins Dorf. Nachher war das nicht mehr möglich, und der Schnee lag wochenlang bis an die Fenster des Oberstods; auch bis unter das Fenster Ihrer Schlafkammer, Herr Baron. Da waren wir Geschwister freilich allein mit einander, und durch den lieben Gott auf uns allein angewiesen. Denn auch mein Bruder hatte noch keinen Winter hier erlebt, da er erst mit dem Frühjahr, zu Ostern, eingezogen war in die Pfarre. Und sie hatten wohl vergessen, ihn zur rechten Zeit aufmerksam zu machen, daß er sich vorzusehen und mit allerlei Lebensbedürfnissen zu versorgen habe für den Januar und Februar, um mancherlei Unbequemlichkeiten zu entgegen. So

haben wir nun einige Zeit leben müssen, als ob wir die Einzigen, Letzten seien, die der Herr vor seinem Wiederkommen zum Gerichte auf der Erde in Dämmerung und Dunkelheit gelassen habe. Das Del ging uns aus, an Brot vom Bäcker war nicht zu denken; und recht unangenehm war's, als wir in den letzten Tagen unserer Gefangenschaft durch den Schnee auch kein Salz mehr besaßen. Aber wir brieten unsere Kartoffeln in der Asche, und das ist sehr gut. Und um Trinktwaasser zu bekommen, brach Brudens die Eiszapfen, die er von den Fenstern erreichen konnte, rund um das Haus vom Dachtraube ab.“

„So waren Sie tagelang von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten?“ rief Veit.

„Wohl einige Wochen; — wie Seefahrer, eingekerkert auf einer Scholle im Eismere,“ sagte Phöbe lächelnd.

„Wochenlang — in Dämmerung und Dunkelheit — eingesperrt mit keinem andern Menschenkinde als meinem Freunde und keinem andern Menschengesichte als dem Ihres Bruders — meines — sehr — guten — Freundes?!“ murmelte der Gastfreund, jetzt wirklich schauernd.

„Es war sehr lieblich und voll Segen. Mein Bruder hat mir da manche Zeichen deuten können, an denen ich bis dahin unwissend und unachtsam vorbeigegangen war. Wir haben bei einander gegessen, und er hatte Zeit für mich, mich zu belehren, und meine Seele hat sich mehr und mehr in die seinige finden können.“

„Und Sie haben es wieder möglich gemacht, auch in diesen Kreise sich des eigenen Willens zu entsäufern wie unter den Idiotenkindern zu Halah — Schmerzhausen in der Ueberzeugung in unser Deutsch?!“

„Es hat Vieles Platz in dem Ringe, den mein Bruder uns sich gezogen hat. Weßhalb nicht ich mit meiner unverständigen, kindischen Seele?“

„Aber die Frühlingstürme kamen, der Schnee schmolz, aber die Bauern gruben wieder Wege durch ihn, und die Schwärmer und der Bruder gingen wieder aus der Thür — in die Welt — zu den Nachbarn, Phöbe?!“

„Gott ist langsam oder rasch nach seinem Willen in allen seinen Werken, in seiner Liebe und in seinem Born. Auch der höchste Schnee schmilzt im Augenblick vor seinem Hauch. Her auf den hohen Bergen läßt er den Frühling in Wahrheit über Nacht kommen. Wir gruben zuerst einen Weg durch diesen Garten zu seinem Hause. Dann schaukelten die Nachbarn, welchen die ihrer Abgeschlossenheit doch Kinder geboren und Kranke gesunden waren, einen Pfad zu uns hin; aber das war eigentlich schon unnöthig. Nun war es sehr schön, in wenigen Tagen die Wälder, die um uns geschichtet lagen, sinken zu sehen, bis der erste Sonnenstrahl wieder in mein Stübchen dort im Erdgeschloß fallen konnte. Rundum schüttelten auch die Tannen ihre weiße Last ab — da war schon Grün von fern; aber löflicher war doch der erste schwarze Fleck Erde, der dort unter den alten Gräbern des alten Kirchhofes zum Vorschein kam. Da hab' ich mich wohl in die Seele Derer in der Arche versetzen können, als die Erde wieder auf des Erzwaters Hand zurückflatterte und ihm ein Blatt vom Delbaum mitbrachte zum ersten Zeichen vom Frieden Gottes mit seiner sündigen Erde. Ja, da dursteten auch wir wieder aus unserer Arche und Einsamkeit treten und fröhlich nicht unter die Todten auf dem wüsten und leer gewordenen Acker, sondern wieder hin zu unsern lebendigen Brüdern und Schwestern; denn — so lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Mein Bruder führte mich zu den Häusern, die unsere Gemeinde ausmachen; da habe ich viel Freundliches erfahren von den Jungen und alt, und mich nachher oft geschämt, daß ich doch nicht ohne Angst nach Hause kam. Es ist aber so, der Herr will uns durch unsere Schwachheit erinnern, daß wir immer das im Gedächtniß behalten, wie wir allezeit umfungen sind in der Sünde, und daß es nur seine Gnade ist, die uns rettet in seine Verköhnung. Der farbige Bogen seines Bundes, der zuerst auf dem Gebirge Ararat stand, leuchtete auch über diesen Bergen bei unserer Heimkehr, und Brudens deutete mir tröstlich das Wort: Das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf; und ich will hinfort nicht mehr schlagen alles was da lebet, wie ich gethan habe. Und wenn es kommt, daß ich Wollen über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wollen.“

Der Gast fragte nicht genauer nach der Art und Weise, wie das Dorf diese Schwester und diesen Bruder bei sich aufgenommen hatte. Daß er keine Anmerkung aus der Zeitlichkeit, der Weltlichkeit, aus dem „Säkulum“ machte, dazu half ihm aber ein anderes, der Vorsteher des Dorfes, welcher wieder in der Gartenthür stand und den Beiden seinen Morgenruß bot.

8.

Nur auf 'nen Augenblick, nur auf ein kurzes Wort, Fräulein; da der Herr Pastor wahrscheinlich nach gehabten nächtlichen Strapazen noch in den Federn liegen und ich beileibe nicht ihn daraus aufstören möchte, noch dazu da er uns ja doch keinen Schritt weiter in der verdammten Geschichte befördert hat. Sie, lieber Herr, entschuldigen wohl, daß ich Ihnen für 'n Moment uniere, so zu sagen, geistige Pfarrmutter aus der Hand nehme; ich bin gleich mit ihr fertig. Na, Fräulein Hahnemeyer, Sie wissen wohl schon im Voraus, worum es sich handelt. Ich komme eben von der Bierlingswiese, und der Herr Bruder ist um Mitternacht draußen gewesen und hat natürlich bei dem verdächtigsten Regel, dem Käfel, in den Wind trompetet und sich die Zunge trocken geredet.

„Ich habe meinen Bruder nach seiner Heimkehr leider noch nicht gesprochen.“

„Nun, dann kann ich Ihnen eben als das Allerneueste mittheilen, daß wir noch ganz auf dem nämlichen Flecke stehen, wie gestern Abend. Ich habe es mir aber gleich gedacht — unser Pastor und der Käfel?! Na, es wäre wohl eine Kuriosität gewesen, diese Unterhaltung von ferne mit angehört zu haben. Aber weiter brächte uns das gegenwärtig auch nicht; und mich bräunte ja die ganze Geschichte, wie ich über Nacht mir überlegt habe, eigentlich nicht eher zu kümmern, bis der Landpophysitus heraufgeritten kommen ist und ich die Fee in der Standesamtliche rechtlich und ordentlich in dieser Hinsicht verjagt und abgethan zu Papier und im Bude habe. Aber so ist der Mensch! Rechte Ruhe hat er nun mal doch nicht, zumal in verantwortlicher Stellung, wenn ihm so was auf der Seele und in der Feldmark liegt. Ja, wenn da mit dem Abschieden an den nächsten Nachbar geholfen wäre! Und die Gewerke liegt mir dazu auf dem Gewisse, und so hat mich die Unruhe wieder hergetrieben, da ich doch weiß, wie Sie gewöhnlich schon vor Tage zu Weinen sind, Fräulein Phöbe, ob Sie denn wirklich gar nichts weiter dazu thun können, daß uns dieses Vergerniß ohne weiteren Kummer und fernere Lasten vom Bude genommen wird?“

„Ah?“ fragte Phöbe Hahnemeyer. „Wo mein Bruder nichts ausgerichtet hat?“

„Ja, der Herr Bruder, der Pastor! . . . Wenn Sie sich noch einmal rechte Mühe mit dem Unthier auf der Bierlingswiese, nach Ihrer Weise geben wollten!“

„Wie fände ich nun die rechten Worte, da sie mir der Herr gestern Abend nicht gab, als ich dem Unglücklichen half, die Leiche zurecht zu legen?“

„Versuchen Sie es doch noch einmal, bestes Fräulein. Vielleicht ist der Herr Pastor, der Herr Bruder doch noch nicht Trümpf gewesen, und Sie haben noch die beste Karte in der Hand. Bitte, gehen Sie noch mal hin; stellen Sie's dem Lämmel noch mal vor auf Ihre Art, wie nichtsnutzig und undankbar seine Aufführung ist. Kann denn die Gemeinde davor, daß das schlechte Leben das Fieber bringt? daß unser Herrgott den Tod schickt? Nur das Unterkommen auf der Bierlingswiese hat doch die Kommune nach Vermögen geforgt und auch sonst nach Kräften das ihrige gethan. Und selbst wenn Sie, liebste Fräulein, diesen verachteten Unmenschen, wie ich erhoffe, durch Ihre liebe Seele und Zureden herum kriegen, so ist ja doch auch noch an den Sarg und was sonst dazu gehört zu denken, denn dieses nimmt uns auch Niemand von der Tasche.“

„Das würde ich thun, wenn Sie mir die Freiheit gestatten wollen, Vorsteher,“ sagte der Gast des Pfarrhauses.

„Hochwillkommen wären Sie uns dazu, liebster, bester Herr!“ rief der Vorsteher mit offenem Munde. „Ja ganz gewiß, wäre das eine große Freundlichkeit und Generosität. Haben Sie das gehört, Fräulein Hahnemeyer? und so bitte ich Sie nochmals recht höflich, helfen Sie uns zu dem Uebrigen! Versuchen Sie's

wenigstens noch mal, daß es ohne Gewalt und Einmischung der Behörden da unten für uns abgeht!“

Aus Phöbe's Augen hatte nur ein kurzer, fast erschreckter Blick den Gastfreund gestreift; die Hand, mit der sie die Tasche auf dem Frühstückstisch in der Laube ordnete, blieb ruhig bei ihrem Geschäft. Aber der Gast hatte das plötzliche Leuchten aus dem stillen Blau wohl erfasst und hatte ein volles freundiges Verständnis dafür. Ging man dem Dinge in der Seele des Gelehrten, des Weltmannes, des Wanderers auf den Grund, so fand man, daß die Lust, noch einen Tag oder einige Tage länger bei diesem Geschwisterpaar verweilen zu dürfen, nicht geringen Antheil an seinem überraschenden, ungeforderten ersten Eingriff in diesen seltsamen Zustand hatte, der so wenige Schritte seitab von seinem gestrigen Wege und der allgemeinen Reisestraße der Entwicklung zureifte.

Doch in diesem Augenblicke kam auch der Pastor Prudens in seinem Hausgarten an und hatte zuerst natürlich seinen Dorfgewaltigen anzuhören und ausreden zu lassen.

Er sah kümmerlich und übernächtigt aus, der Pastor Prudens. Seine Schwester hatte ihn nie so unkräftig, so müde, abgepannt gesehen. Was konnte er erfahren haben in der letzten Nacht, das ihn so merklich verändert hatte am Leibe und, wie es schien, auch in seiner sonst so trostigen, wehrhaften Seele?

Er ließ den Vorsteher auf sich einreden, ohne nach seiner früheren heftigen Art ihn beim dritten Wort schon zu unterbrechen und das Maßgebende lieber selber zu bemerken. Er hörte von Neuem von den Mosesten, die der Käfel dem Dorfe machte, und dazu von der Großmuth des gegenwärtigen, verheiratheten fremden Herrn.

Watt sich auf die Lehne eines Gartenstuhls stützend sagte er:

„Ja, auch ich habe nichts ausgerichtet. Ich habe mir zu viel zugetraut in meiner Ueberhebung, und so bin ich allein gelassen worden auf dem Felde und komme als ein Geschlagener aus dem Kampfe. Der Mann im Glend der Erde hat die bessere Hand und das grimmigere Wort in seinem Streite mit uns gehabt.“

„Du hast nicht geschlafen, Prudens?“ fragte die Schwester, ängstlich und zärtlich dem Bruder den Arm um die Schulter legend.

„Ihn und seine Kinder habe ich aus dem festesten Schlafe geweckt, und vergeblich — vergeblich! Er ist auch wieder eingeschlafen, mit der Art in der Hand, vor der Leiche seines Weibes. Der da! Das da! Die da! . . . Ich aber habe wachend durch die Nacht gelegen und statt Gedanken nur die Worte: der Käfel und die Fee — der Käfel und die Fee' im Hirne gehabt und gewälzt. Ihr Leute im Dorfe, wer soll Euch nun helfen gegen Eure lustigen, leider nicht vom Wind verwehten Worte?“

„Ja, ja,“ brummte der Vorsteher, kopfschüttelnd sich hinter dem Ohr fäuselnd, „das ist freilich der Punkt und die Fatalität. Daß Sie nichts ausgerichtet haben, Herr Pastor, verwundert gewiß Keinen; — eine spitze Schnauze und ein gutes Gebiß hat der Käfel —, der Volkmar Fuchs immer aufzuweisen gehabt und schlimm genug hat ihm unser Herrgott in den letzten Zeiten auch mitgespielt. Man wüßte wohl selber nicht recht, was man an seiner Stelle sagte und thäte; aber geholfen muß werden, und also, Fräulein, wie gesagt, wenn Sie's nun noch einmal versuchen wollten in Güte, ehe wir die Gewalt aufbieten?! Und der verheerliche fremde Herr, wenn der vielleicht die große Güte haben wollte und sich nicht genirte und mit Ihnen ginge, Fräulein Hahnemeyer? Der Herr kommt doch gewiß aus der vornehmen Welt, das merkt man schon an Allen; und aus der vornehmen Welt stammt doch eigentlich auch ein gut Theil von des Käfel's, des Volkmar's Boshaftigkeit. Denn wer ihn vorher gekannt hat, der muß doch sagen, trotz allem was schon an ihm hing, daß es ihm nicht gut gethan hat, als ihn der Herr Graf seines schönen Bartes wegen als Leibjäger mit nach außen nahm! Und also, wenn dieser Herr nun auch von seinem Standpunkt und von außen her ihm zuredete, ich glaube, ein bißchen hülfle das auch und erparte uns viel Wüthes und viel Maulkreißens draußen im Lande und drunten im Bade. Na, wie wäre es, Fräulein Phöbe, und Sie Herr Baron — ich weiß nicht, wie ich Sie betituliren soll?“

„Du würdest dieses für keine Ueberhebung meinerseits, für kein unbefugtes Eingreifen in diese Verhältnisse und wunderlichen Zustände erachten, lieber Freund?“ fragte der Professor.

Der Pfarrer, der sich müde niedergelassen am Tische und den Kopf auf den Arm gestützt hatte, hob die Stirn von der Hand und seufzte:

„Ich habe meine Unmacht zu deutlich erkannt, um irgend einem Andern, wer es sei, zu wehren, seine Kraft in diesem Sackden der Zeitlichkeit zu erproben. Gehe, Phöbe, wie der Vorsteher es wünscht. Wie Du willst, Zeit! Dir mag es ein etwas ungewöhnliches Reise-Erlebnis sein.“

„Ich weiß es wie Du, Bruders Hahnemeyer, daß es zu den guten Werken gehört, die Todten zu begraben,“ sagte der Mann aus der Gesellschaft, und der Pfarrer nickte matt, ohne auf die leise Klage in dem Tone des Jugendfreundes Acht zu geben.

„Es würde freilich auch kaum Geld genug, den Sarg zu bestellen, in dem Hause auf der Vierlingswiese sein, wenn Ihr mehr ansrichtet als ich,“ sprach der Pastor weiter, als ob er nicht unterbrochen worden sei. „Sagte nicht der Vorsteher auch von einem Anerbieten Deinerseits in dieser Hinsicht? Ich würde das im Namen unserer Gemeinde annehmen können, wie — Dein freiwilliges Eintreten in diese Verhältnisse und Zustände überhaupt.“

„Jawohl, mit schönstem Danke soll er eintreten dürfen, der verehrte Herr!“ rief der Vorsteher. „Wenn er unsere Zustände und Verhältnisse hier oben bei dem Ackerboden und unter der Erde bei diesem Kümmeris im Bergwerke besser kannte, würde er noch viel genauer wissen, wie nöthig wir's haben, daß uns dann und wann Einer, und zumal in solchem Falle, mildthätig unter die Arme greift. Nun, auf den Herrn hier verlasse ich mich schon; er kriecht es beim Käfel durch, und der Herr Pphitus wird ja wohl auch bald herauf reiten, der mag dann den Todtschneid ausstellen — Herr Gott im Himmel, mit einer niederträchtigeren Last vom Herzen ab will ich noch niemals mit dem Tischler die nöthige Besprechung von wegen der notwendigen sechs Bretter vorgenommen haben, als wenn der gnädige Herr hier und Fräulein Phöbe mit der Siegesfahne gewehet haben von der Vierlingswiese her!“

„Die Besprechung mit dem Meister Tischler würde ich im günstigen Falle doch lieber ebenfalls auf mich nehmen, Vorsteher,“ meinte Zeit lächelnd. „Im, wie Sie sich ausdrücken, günstigen Falle gewinne ich doch gewissermaßen ein gewisses Belamitichartsrecht in hiesiger Gemeinde, und das möchte ich dann nach allen Seiten möglichst weit ausdehnen.“

„In meinem Anwesen sollen Sie mir höchlich willkommen sein, liebster Herr,“ sagte der Vorsteher, und da er fürs Erste nichts mehr mit dem Pfarrhause zu besprechen hatte, nahm er seinen Abschied — kurz von dem Pastor, mit mehr Höflichkeit von dem Fräulein und aufs Allerhöchste von dem „splendiden“

Fremden, der, wie kein Anderer, seit er, der Vorsteher, hier ganz geworden war, in ähnlicher Weise sich ein „kurioses Reiseplatin für sein Geld gemacht“ hatte.

„Dazu gehört auch die veränderte Welt da unten vor den Bergen, daß sie uns dergleichen Gesellschaft auf ihre Kosten beschickt, um sich so ihren Spaß bei uns zu gestatten,“ meinte er im Stillen. „Ein Jedes von Dem, was hier so im Sommer durchzieht, thäte es auch nicht; aber was uns selber da unten betrifft, als wie Amtsrath, Superintendent, Salzinспекtor, Doktor und Apteker, denen hätte ich 'mal mit dem Antrag kommen sollen dem Käfel für seine Fee den Sarg auf sich zu nehmen! Zu ja was muß man eben weit her sein!“ —

Sie saßen nun, da auch das doch sein Recht verlangte, um den Frühstückstisch; zwischen wortlanger Unterhaltung jeder seine Gedanken für sich bewegend. Für Alle war es gewissermaßen eine Erleichterung, als der Landphysikus Doktor Hauff um die Kirche ritt, abstieg seinen Gaul an den Pfarrgartenzaun band und das erste gleichmüthige Gesicht des Morgens zu dem tragi-schen Spiel mitbrachte. Zur gewohnten Stunde war er ins Dorf auf die Praxis gekommen, hatte Alles ziemlich wohl gefunden, aber jedes Haus voll von den Geschichten der Vierlingswiese.

„Ja, i,“ hatte er gesagt. „Na, da muß dem 'mal wieder der Doktor dran, Vorsteher. Aber mit den Herrschafter-Pastorenhaue will ich vorher doch noch ein Wort reden, und wäre es auch nur, um mir diesen kuriosen zugereißten Begräbnis-anatome etwas genauer auf seine Liebhaberei oder Generosität ansehen zu dürfen.“

So ließ er sich gemüthlich in der Laube des Pfarrgartens noch eine Tasse Kaffee gefallen und sah sich den Professor, Freiherrn Zeit von Bielow etwas genauer an; aber auch Zeit sagte sich bald: „Endlich aus dem laufenden Leben der Tage ein so genannter vernünftiger Mensch!“ Somit gerieth auch er rasch in eine lebhaftige Unterhaltung mit dem Arzte über das drängende Thema dieses Tages — den Käfel und seine Fee, und wie den Beiden am besten beizukommen sei. Eine Unterhaltung, in welcher der Doktor das letzte Wort behielt, indem er, fast um alle seine Jovialität gebracht, rief:

„Ich werde zuerst noch 'mal mit dem verrückten Keel — wollte ich sagen, dem armen Teufel, Fräulein Phöbe, sprechen, und zwar Naïfon! Jedenfalls bitte ich vor Allem Sie, Herr Professor, aber auch Sie, gutes Kind, sich nicht eher von Neuen zu bemühen, bis ich mit meinem Resultate von der Wiese zurück bin. Meine gesundheitspolizeilichen Gründe brauche ich wohl nicht weiter anzudeuten, Pastor Hahnemeyer?“

(Fortsetzung folgt.)

## Gordon in Scharum.

Eine Charakterskizze nach seinen Tagebüchern.

Im fernen Sudan, an der Grenze aller Civilisation, wo die Jagd auf den schwarzen Menschen ihre ideellen Trümmer feiert, in jenem unglücklichen Lande, dessen Völker seit Jahrhunderten unter der Vergewaltigung einheimischer und fremder Herrscher senken, hat sich im letzten Jahre ein blutiges Drama abgepielt, das uns jene Zeiten lebhaft in die Erinnerung zurückruft, in denen das Kreuz und der aufsteigende Halbmond um die Welt-herrschaft stritten. Scharum am Nil war die Scene für den letzten Akt desselben; Gordon und Machdi waren die Helden, von deren Sieg oder Fall das Wohl oder Weh des Landes abhing.

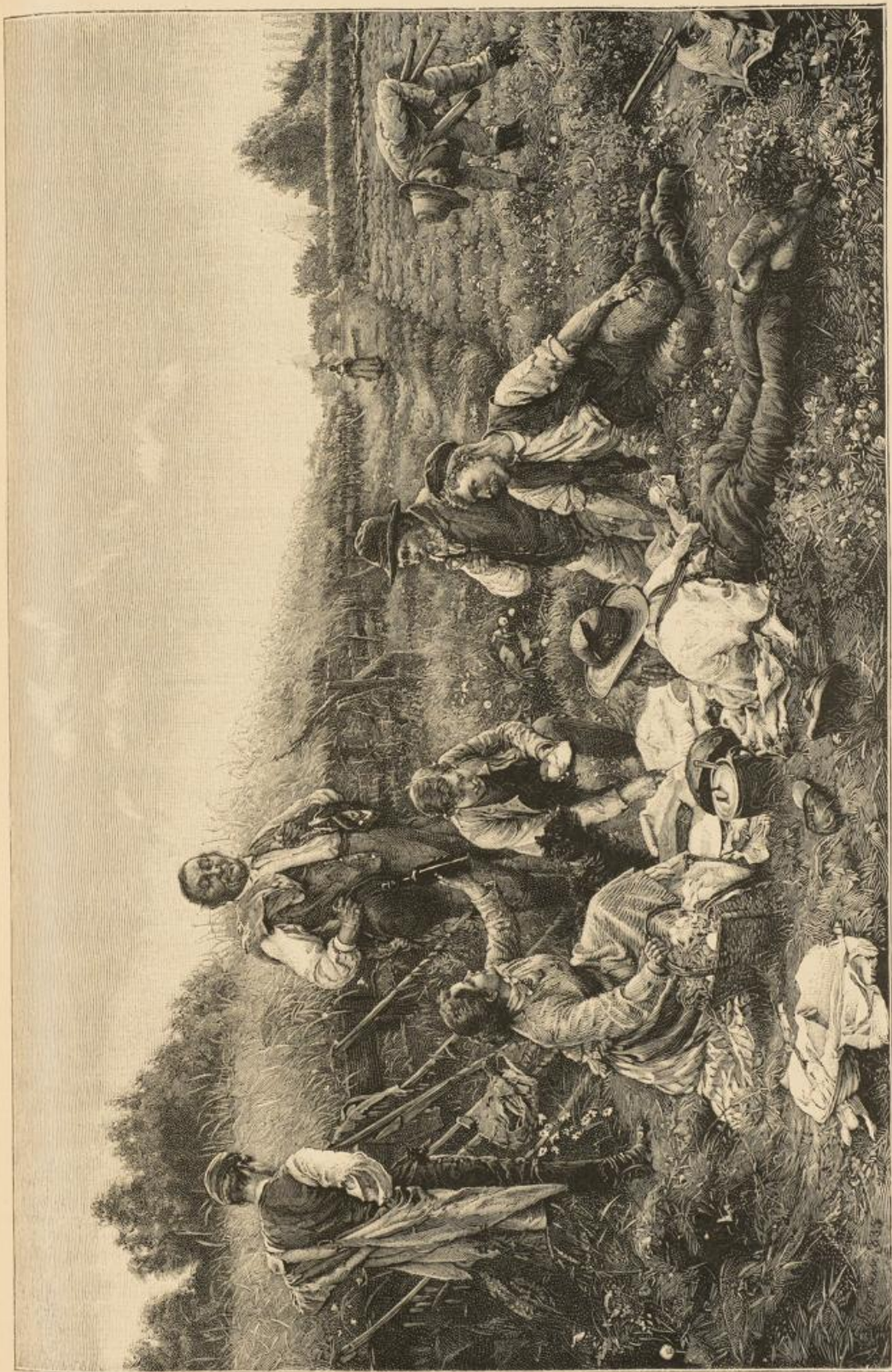
Die Geschichte jenes Ringens ist noch heute in vielfaches Dunkel gehüllt. Fast ein Jahr lang dauerte die Belagerung, und über bange Wochen und Monate derselben fehlen uns wahrheitsgetreue Berichte; ungenaue Aussagen der Ueberläufer und Spione lassen uns nur schwache Einblicke in die Ereignisse gewinnen und tragen dazu bei, daß ein Kranz von Märchen und Sagen um die beiden Gegner sich immer enger zusammenschlingt. Nur über die kurze Spanne vom 10. September bis zum 14. December 1884 sind in dem vor Kurzem in England veröffentlichten Tagebuche Gordon's der Nachwelt authentische Nachrichten erhalten.

Es ist wohl eine seltene Erscheinung in der Weltgeschichte, daß der Krieger selbst unter dem Feuer der feindlichen Geschütze

die Geschichte seiner Kämpfe niedergeschrieben hat, als ob er gehütet, daß er vor kommenden Geschlechtern sein eigener Anwalt werden müßte.

Diese seltamen Aufzeichnungen wurden frühzeitig begonnen. Der mutthige Begleiter Gordon's, Oberst Stewart, schrieb sie anfangs nieder, wohl in Gemeinschaft mit seinem Befehlshaber, da Gordon über dieselben sagt: „Das Tagebuch Stewart's ist ebenso gut mein Tagebuch wie sein eigenes.“ Diese Aufzeichnungen umfassen die Zeit von der Ankunft Gordon's in Scharum bis zum 9. September, sind aber für die Welt so gut wie verloren, da sie in die Hand des Machdi gefallen sind. An jenem Tage verließ nämlich Stewart Scharum auf dem Dampfer „Abdool“ um nilabwärts Oberägypten zu erreichen und von dort einen wahrheitsgetreuen Bericht über die Zustände in der belagerten Stadt nach England zu depechiren. Er gelangte auch glücklich über Berber hinaus, erlitt dann aber Schiffbruch und wurde mit allen seinen Begleitern bis auf den Koch, der sich flüchtete, von den Monassir-Arabern beim Landen meuchlings ermordet. So ging uns auch sein Tagebuch, das er mit sich führte, verloren.

Inzwischen setzte Gordon, auf die Entzackarmee wartend, die Aufzeichnungen fort, und als die Kunde zu ihm gedrungen war, daß die britischen Truppen den Nil entlang sich Scharum näherten, sandte er denselben einige Dampfer entgegen, die dem



Das Frühstück der Kaiser. Nach dem Oelgemälde von Ernst Henseler.  
 (Hessensburger Besatz von Veitshausen u. Gersdorf, September 1813 in Böhmen.)

r, hier geüß  
 Reichelpläne  
 ten vor den  
 Kosten her  
 meinte er  
 im Sommer  
 er da unter  
 Doktor und  
 amen sollen  
 en! Zu so  
 rlangte, um  
 Jeder seine  
 wiffenmaßen  
 inf um die  
 enjaun hand  
 dem tragi  
 er ins Dorf  
 l gefunden.  
 ngswiese.  
 mal wieder  
 schäften im  
 reden, und  
 Begräbnis  
 Generosität  
 Sportgarten  
 jessor, Frei  
 y Weit sagte  
 Tage ein so  
 er reich in  
 s drängende  
 und wie den  
 , in welcher  
 m alle seine

ten Keil -  
 e, sprechen  
 Sie, hat  
 von Neuen  
 Wiese zurück  
 e ich wohl

s ob er ge  
 ner Anwalt  
 g begonnen  
 schrieb sie  
 eichthaber,  
 Stewart's in  
 Zeichnungen  
 hartum bis  
 ie verloren.  
 jenem Tag  
 r „Abbas“,  
 dort einen  
 belagerten  
 nuch glücklich  
 wurde mit  
 ichtete, von  
 ordet. So  
 verloren.  
 e wartend,  
 gedrückten  
 ch Hartum  
 n, die dem

kommandirenden General unter anderen Nachrichten auch sein Tagebuch überbringen sollten, das mit den schwerwiegenden Worten schloß: „Wenn die Hilfstruppe — und ich verlange nicht mehr als 200 Mann — nicht in zehn Tagen ankommen, so mag die Stadt fallen, und ich habe mein Bestes für die Ehre unseres Vaterlandes gethan. Leb wohl!“

Diese Hilfe kam doch zu spät, und Khartum fiel am 27. Januar 1885. Es mag einer anderen Feder vorbehalten bleiben, den Lesern der „Gartenlaube“ die Geschichte dieser Belagerung zu schildern, die Gordon selbst mit jener von Sebastopol vergleicht, indem er am 9. December ausruft: „Die Belagerung von Sebastopol dauerte 326 Tage, wir verzeichnen jetzt unsern 271sten Tag. — Die Russen hatten Geld, wir haben keins; sie hatten geschickte Officiere, wir haben keine, sie hatten keine Civilbevölkerung, wir haben deren vierzig Tausend; sie hatten ihre Rückzugslinie frei und hatten Nachrichten (von ihrem Lande), wir haben weder das Eine noch das Andere!“ — Wir wollen heute nur das Charakterbild „des Helden von Khartum“ skizziren, wie sich dasselbe zwischen den Zeilen des Tagebuchs wieder spiegelt, ein Charakterbild, das vor vielen anderen unseres Jahrhunderts durch besondere Züge sich scharf und deutlich heraushebt.

Die tiefe Religiosität Gordon's war seit jeher bekannt. Seine Humanität wurzelte tief in den Lehren des Christenthums, und darum finden wir so oft in seinen Aufzeichnungen neben Aufzählungen von Kanonen, Gewehren, Munitionsvorräthen und muthmaßlicher Stärke der feindlichen Kolonnen Citate aus dem Alten und Neuen Testament, so daß wir schier denken möchten, kein moderner General, sondern ein puritanischer Heerführer hätte uns seine Thaten und Pläne in dieser Niederschrift überliefert.

Schon auf den ersten Seiten beruft sich Gordon auf den Spruch Christi: „Wer mich verleugnet auf Erden, den werde ich im Himmel verleugnen“, spricht von den alten Märtyrern, die diejenigen als ihre Feinde anfaßen, welche sie am Bekennen ihres Glaubens zu hindern versuchten, und erinnert an jene Männer aus der Zeit der Königinnen Marie und Elisabeth, die auf jede Gefahr hin standhaft bei ihrer Ueberzeugung verharrten, obgleich es sich damals nicht um Verleugnung des Christenthums, sondern nur um die Frage der Messe handelte. Veranlassung dazu gab ihm der Umstand, daß einige Europäer in den fernem Provinzen des Sudan, um ihr Leben zu retten, den mohammedanischen Glauben angenommen hatten. „Es ist vielleicht gut“, erklärt er, „daß dies ausgelassen wird, wenn dieses Tagebuch veröffentlicht wird, da Niemand das Recht hat, einen Andern zu verurtheilen.“ — „aber“, fügt er weiter hinzu, „es ist besser zu fallen mit reinen Händen, als vermischt zu werden mit zweifelhaften Handlungen und zweifelhaften Männern.“ Diese Stelle ist von dem Herausgeber der Tagebücher, dem Bruder Gordon's, mit Recht nicht gestrichen worden, denn mehr als irgend eine andere ist sie für die Stellung des Generals in Khartum bezeichnend, und die in ihr niedergelegte Anschauung bildet die reine Quelle, aus der alle seine Handlungen und Pläne entspringen. Nur in einem Falle erhebt sich in uns, da wir in den Tagebüchern blättern, ein leiser Verdacht, daß auch Gordon in dem schwierigen Kampfe zu hinterlistigen Mitteln gegriffen habe, die mit seinem stets so offenen Charakter nicht in Einklang zu bringen sind.

In dem Briefe des Machdi an Gordon lesen wir die Bemerkung, daß Machdi auch die „beiden Stempel“ aufgedrückt habe, in denen sein Name und sein Zeichen eingraviert waren. Diese Stempel waren also in Khartum gefälscht worden und mit den Papieren Stewart's in die Hände des Machdi gefallen. Als die Nachricht von der Wegnahme des Dampfers „Abbas“ nach Khartum gekommen war, schrieb Gordon in seinem Tagebuch die Entschuldigung nieder: „Wenn es wahr ist, daß Machdi den „Abbas“ weggenommen hat, dann fand er auch seine eigenen Siegel, die wir prägen ließen, aber nicht benutzt haben.“

Schwerwiegender als diese selbst durch Kriegslist kaum zu entschuldigende Fälschung ist allerdings jene vielbesprochene Proclamation über das Hakten der Sklaven in Khartum, die mit den philantropischen Grundfäden Gordon's unvereinbar erscheint. Vielleicht wird es einer späteren Forschung gelingen, die noch dunkle Angelegenheit in mildeem Lichte darzustellen. Dies ereignete sich jedoch vor der Zeit, von der wir jetzt reden. In ihr, während der Belagerung, bleibt Gordon unerschütterlich auf dem rechten, ritterlichen Wege, mag die Gefahr sich noch so hoch thürmen.

Statin Bey, der Gouverneur von Darfur, der, um sein Leben zu retten, zum Islam übergetreten war und im Lager des Machdi sich befand, sendet Briefe auf Briefe, um eine Ueberredung mit Gordon zu ermöglichen. Einen Brief schreibt der ehemalige österreichische Officier deutsch, da die Kraber ihm sein französisches Lexikon verbrannt hatten in der Annahme, es sei ein christliches Gebetbuch. Er entschuldigt seinen „vielleicht leichtfertigen“ Glaubenswechsel mit der Bemerkung, daß er von Paris aus keine gute religiöse Erziehung erhalten. Gordon schweigt zu Allem. Statin Bey bemerkt schließlich, er wolle nach Khartum kommen und wieder in Gordon's Dienste treten, wenn sich dieser verpflichtet, niemals Khartum zu übergeben, da er, Statin Bey, sonst einen qualvollen Tod erleiden würde. Da ruft Gordon aus: „Das ist wahrlich kein Spartaner, der Solches verlangt!“

Ein Grieche bringt die Nachricht, daß auch die Priester und Nonnen der Mission zu Obedy zum Islam übergetreten sind; die sechs Nonnen haben, um Gewaltthaten zu entgehen, drei ansehnliche Griechen — wohl pro forma — geheirathet. Ein Luigi Vornoni, der erste Priester, ist standhaft geblieben. Zacharia bemerkt Gordon dazu: „Das ist die Union der griechischen und lateinischen Kirche!“

Aber auch für ihn kommt die Zeit, wo er an seine eigene Niederlage und ihre Folgen ernstlich denken muß. So schreibt er einmal:

„Ich überlege bei mir selbst, ob ich, dafern die Stadt fällt, den Palast und alles, was darin ist, in die Luft sprengen oder aber mich gefangen nehmen lassen und mit Gottes Hilfe tren zu meinem Glauben halten und wenn nöthig dafür leiden soll (was höchst wahrscheinlich ist). Den Palast in die Luft zu sprengen ist das Einfachste, während das Andere langwieriges und beschwerliches Leiden und Erniedrigung aller Art heißt. Ich denke, ich werde den letzteren Weg wählen, nicht aus Furcht vor dem Tode, sondern weil ersterer mehr oder weniger den Mafel des Selbstmordes trägt.“

Gordon besaß auch die echt soldatische Verachtung eines Ray Piccolomini gegen Diplomaten. „Ich kann mir denken“, sagt er, „wie sie die Nase darüber rümpfen werden, daß ich es wage, eine Meinung über sie zu haben.“ In Bezug auf den früheren Premier-Minister, dessen Manie für außerordentlich hohe, feste Heerdekrone bekannt ist, spricht er sich in folgender Weise aus:

„Mr. Gladstone hat einen Rivalen hier bezüglich seiner Hemdenkrone. Mohamed Bey Ibrahim erschien heute mit wichtigen Flügel, etwas zerlumpt zwar — mit einem Krage, der ihm bis an beide Ohren ging — nach richtigem orthodoxen Muster.“

Andere Diplomaten, und in mancher Hinsicht seine Begleiter, wie Sir Evelyn Baring, Mr. Egerton, Sir Edward Malet, heute englischer Gesandter in Berlin, werden noch härter von ihm gezeißelt. Freilich, war er nicht auch auf das Aussehen von ihnen gereizt? Doch er selbst ist keineswegs blind für ihre Schwächen, und mit der ihm eigenen freimüthigen Offenheit bekannt er an einer anderen Stelle:

„Ich gebe es zu: ich habe große Insubordination gegen Ihrer Majestät Regierung und ihre Beamten gezeigt, aber das ist meine Natur, und ich kann nichts dafür. . . Ich weiß, ich würde, wenn ich Chef wäre, nie mir selbst eine Anstellung geben, denn ich bin unverbesserlich. Männern wie Dille, die jedes Wort abwägen, muß ich das reine Gift gewesen sein.“ —

Es ist sonderbar, daß über den siegreichen Gegner Gordon's, über den Machdi, das Tagebuch so wenig Aufschlüsse bringt. Wie vor den Kriegsgewaltigen früherer Zeiten schreitet vor ihm nur das Gerücht seiner Macht und seines Schreckens; er selbst bleibt uns unsichtbar. Die anekdotenartige Geschichte, die uns Gordon in humoristischer Färbung wiedergiebt: der Machdi habe stets Pfeffer unter seinen Nägeln, damit er je nach Bedarf Thranen vergießen könne — darf schwerlich ernst genommen werden. Bezeichnend dagegen ist die Stelle, die Gordon am 13. September in sein Tagebuch schrieb:

„Die Nachricht von der Annäherung des Machdi hat mich nicht beunruhigt, denn wenn sein Feldzug keinen Erfolg hat, so ist er verloren und eine Expedition nach Nordosfan wird unnöthig; wenn er aber das Kriegsglück für sich hat, so kann er durch seine Gegenwart ein Blutbad verhindern. Ich habe immer gewünscht, es wäre unsere Bestimmung, von Angesicht zu Angesicht einander gegenüber zu treten, ehe die Sache zu Ende käme.“

Wer weiß, ob nicht in den letzten Tagen der Belagerung...

Seit dem letzten „Lebt wohl!“, das Gordon den britischen...

Kein Wunder, daß, sobald die Trauerkunde einlief, der Plan...

eine Einladung zu einem Gastmahl fast wie eine Beleidigung...

Das National-Gordon-Memorial, zu dem die Beiträge von...

Das Goethe-Archiv und die Goethe-Gesellschaft.

Von G. von Zoepfer.

Für die Literaturforschung ließ sich kein wichtigeres Ereigniß denken...

Freilich wird nach der Benutzung des Archivs die Gestalt der Werke...

Die zweite Hauptrubrik bilden die Tagebücher, welche für eine...

Die dritte Hauptrubrik machen die Briefe aus, abgeordnete wie ein-

aus der Leipziger Universitätszeit 1765 bis 1768 an seine Schwester...

Zunmer gleich in Wärme und Jungheit des Tons, geben die Briefe...

Zu allem diesen tritt nun der künstlerische, der wissenschaftliche...

Das ganze Leben des Dichters entfaltet sich hier somit in unvergäng-

### Blätter und Blüten.

**Schmückung der Kriegergräber bei Mey.** Eingedenk der Mahnung Theodor Körner's in seinem patriotischen „Ausruf“:

„Doch siehst Du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,  
In Deiner Vorzeit hellem Siegersglanz:  
Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke  
Auch uns're Krone mit dem Eichenkranz!“

hat es der Turnverein zu Mey auf seine Fahne geschrieben, der im Jahre 1870 vor Mey gefallenen Krieger durch Schmückung ihrer Gräber zu gedenken.

Als kurz nach dem Friedensschlusse der jung gegründete deutsche Verein seine ersten Turnfahrten auf die Schlachtfelder unternahm, da entsprang beim Anblicke der Tausende von weißen Kreuzen wie aus Einem Herzen der Wunsch, das Gedächtniß der tapferen Helden, welche hier ihren ehrenvollen Tod für das Vaterland fanden, durch Niederlegung frisch gewundener Eichenkränze auf ihre Gräber zu feiern.

So entwickelte sich nach und nach der schöne Brauch, jährlich in den Augusttagen eine Gedenkfeier durch Schmückung der Kriegergräber abzuhalten. Nach und nach drang die Kunde davon in alle Gauen Deutschlands, und von nah und fern gingen dem Verein alljährlich in wachsender Anzahl Kränze von Angehörigen gefallener Krieger, von Vereinen und Kameraden zu, die alle ihrer Bestimmung gemäß auf den betreffenden Gräbern niedergelegt wurden, obwohl es oft keine geringe Mühe erforderte, dieselben aufzufinden. Verzerrend und wahrhaft rührend sind oft die Briefe, welche jene Liebesgaben für die theuren Todten begleiteten.

Der Dienst, welchen der Verein solcher Weise den fern weisenden Angehörigen erweisen konnte, wurde in seinem Werth noch erhöht durch die Nachricht, welche allen Auftraggebern über die erfolgte Niederlegung, über den Zustand der Gräber u. dergl. erteilt wurde.

Leider ist es ja nur Wenigen vergönnt, die Grabstätten ihrer gefallenen Angehörigen selbst zu besuchen, und so ist es mit Freuden zu begrüßen, daß Alle die Vermittlung des Turnvereins vertrauensvoll in Anspruch nehmen können. Unter der Adresse „Meßer Turnverein (Vereinslokal Jureich)“ erreichen alle Aufträge ihre Bestimmung.

Für dieses Jahr wurde der 16. August zur Hauptgedenkefeier bestimmt, an welchem Tage außer den von auswärts eingehenden eine große Anzahl von Turnvereinen gestifteter Kränze auf den Kriegergräbern niedergelegt werden. Aber auch außer dieser Zeit eingehende Aufträge werden gern erledigt werden.

Hervorzuheben ist noch, daß schon seit Jahren auch der Meßer Kriegerverein in gleich pietätvollem Wirken mit dem Turnverein weiterseht. Wünschen wir, daß bald alle in Mey ansässigen Deutschen sich an der Sache beteiligen, um so eine der großen Vergangenheit würdige Gedenkfeier der unvergesslichen Augusttage auf künftige Geschlechter zu vererben! G. F.

**Selige Tage. Tage der Jugend.** (Mit Illustration S. 472 u. 473.) Gebirge und See, das sind die allen Heimstätten der Romantiker, nicht nur für Dichtung und Kunst, auch in der Wirklichkeit. Doch im Waldgebirge, auf dem blindevnden Spiegel des klaren Wassers weitet sich die Seele, erhebt sich der Sinn, da verliert die Phantasie sich in ein seliges Träumen. Anders aber entfaltet sich alles Sinnesleben in glücklicher Jugendzeit, in jener Frühzeit des Lebens, in der selbst ernstere Verzeussensempfindungen noch ruhen oder höchstens als unbestimmtes Sehnen das Gemüth durchziehen. Und anders wieder genießt man die seligen Tage der Jugend im ersten, kalten Norden, anders in dem Rauberlande südlich der Alpen, wo der Sinn freier, das Leben leichter und frohlicher, wo das ganze Volk ein kindlicheres ist, das in frohem Behagen dahinfliehet.

Wenn der Abend seine schrägen Lichtstreifen über den See am Südfuße der Alpen wirft, wenn eine Hülle goldigen Sonnenglanzes durch die Landschaft fluthet, die Döge vom farstigen Abendwinde gemildert wird und allmählich die kräftigen Farbentöne in sanftes Stahlblau übergehen, dann wandelt die Schar junger, eben aufblühender Mädchen hinab durch die

schattigen Gänge des Parks dem Gestade zu. Von den blühenden Meandernbäumen, dem Rosenstrauch und purpurnen Granaten raffen die lieblichen Geschöpfe Blütenmassen zusammen, die Gitarre wird nicht vergehen, wenn sie den an der Anlande besitzigen Rachen lösen und sich hinwärtreiben lassen in die Stühlung aussehende Fluth. Die Kinder werden kaum bewegt, gilt es doch nicht der Erreichung eines Zieles, sondern an dem wohligen Genießen des herrlichen Abends in großartiger Natur.

Die Gespielinnen lauschen dem Vortrage eines Gedichtes, dem Gehör eines jener entzückenden Volklieder, mehr aber als dieser gelegentlichen Unterhaltung geben sie sich dem beseligenden Gefühle ihres Jugendglücks, jenem süßen träumerischen Nichtsthum hin, das so nur die sorglos und pflichtlose Jugend genießt. Unbenutzt liegt die Laute im Rachen, man achtet nicht der Blumen, die hinab ins Wasser fallen, die Ruder erklappen den zarten Händen: das ist ein Stück jener echten, wahren Romantik, wo sie nur der glücklichen Jugend beschieden wird.

Tiefer senken sich die Schatten, immer weiter treibt der Rachen in die Fluth hinaus, Einsamkeit und Stille umgeben die glücklichen Kinder, die weltvergeffen in Seligkeit schwelgen. Rag man dahin sich setzen, auf die Rückkehr warten, ihnen schlägt keine Stunde, sie denken an keine Gefahr, denn das wissen sie ja, das gültige Geschick schirmt die glückliche Jugend. Wenn die silberne Mondlicht über den Alvenketten hinaufsteigt, hat ja ein leichter Rudererschlag sie wieder an die Landebrücke des Parks geführt, der berausende Duft der Blütenmassen strömt ihnen entgegen, Lichter erglänzen in der Halle, die jugendliche Romantik hört auf, aber nicht das Glück, das der Jugend treu bleibt in der Einsamkeit auf dem stillen See, wie im schimmernden Festsaale; selige Tage, scheinbar ohne Ende und doch so vergänglich! Fritz Bernick.

**Das Frühstück der Mäher.** (Mit Illustration S. 481.) Ein heiserer Sommertag liegt über der weiten, fruchtbaren Ebene, auf die der Himmel in durchsichtiger Bläue herniederlacht. Zu der Ferne, halb verdeckt durch das Grün der Bäume, grüßen die freundlichen Häuser des Dorfes herüber. Daselbst liegt am Fluße hingestreckt; man erkennt das an den schwarzen Segeln, welche — die Dächer überragend — auf den Klüften ihre Fäden ziehen. Ruhe und Frieden allüberall; nur jenes geheimnisvolle Wehen der Natur, jenes unbestimmte Singen und Stimmen von Millionen Insekten, welche zur Zeit des Hochsommers Erde und Luft besäen, dringt an unser lauschendes Ohr. Eben vernahm dasselbe noch das klingende Geräusch, welches beim Schleifen der Senen der Weipfen auf dem Eisen hervorbringt; jetzt ist auch dieses verstummt.

Die fleißigen Arbeiter ruhen von dem mühevollen Schaffen aus. Die Senen haben sie an den Baum geholt, um sich in der Nähe derselben zu lagern. Alt und Jung, Alle im Kreise um das weiße Leinwand, auf dem die Tochter des Bauern die Herrlichkeiten ausgebreitet hat, sie bei Frühstück der hungrigen Gesellschaft bilden sollen. — Dieses Wort hat sich Ernst Henjeler zu seinem Bilde „Das Frühstück der Mäher“ gemüth.

Bis jetzt kannten wir erst ein größeres Bild dieses talentvollen jungen Künstlers; „Socialdemokrat Nonnermann vorlesend“; auch hier erröte seiner Zeit durch seinen „beredigten Realismus“ das Aufsehen aller Kunstfreunde, es war nur in der Technik noch zu wenig sein durchgearbeitet, die überaus charaktervollen, lebenswahren Gestalten waren nur zu selten Einzelfrischen ausgeführt. Bei seinem neuen Werk hat Ernst Henjeler diese Fehler vermieden, dagegen sind die Vorzüge, welche sein Bild hatte, auch diesem eigen.

#### Kleiner Briefkasten.

**J. D. in W.** Zur Erinnerung an Vein's Schöpfung, der wohl, außer in Jena, noch bei vielen andern Lesern der „Gartenlaube“ durch seine geballten und schätzbaren Romane in guter Erinnerung lebt, soll, wie I. J. zum Andenken an Annette von Arnim's Gedenke, an einem geeigneten Orte ein Denkmal errichtet werden. Kommt und zu richten an den Correspondenten der „Reinisch-Westfälischen Zeitung“, deren Hauptbader in Essen a. S. R.

**Inhalt:** Trudens's Heirath. Von H. Seimburg (Fortsetzung). S. 469. — Unser Junge beim Momentsphotographen. Illustration. S. 469. — Vargen in Regen-Regung. Von Jonas Jüngere. S. 474. Mit Illustrationen S. 474, 475 und 476. — Herabige Wähe. Ein Roman aus der Gesellschaft. Von Wilhelm Haacke (Fortsetzung). S. 477. — Wreden in Abarim. Eine Charakterstudie nach seinen Tagebüchern. S. 480. — Das Goethe Archiv und die Goethe-Gesellschaft. Von G. von Propper. S. 483. — Blätter und Blüten. Schmückung der Kriegergräber bei Mey. S. 484. — Selige Tage, Tage der Jugend. Von Fritz Bernick. S. 484. Mit Illustration S. 472 und 473. — Das Frühstück der Mäher. S. 484. Mit Illustration S. 481. — Kleiner Briefkasten. S. 484.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Bei Friedrich Karl.

Gilder und Skizzen aus dem Feldzuge der zweiten Armee.

Von Georg Horn,

Berichterstatter im Hauptquartier Seiner Königlichen Hoheit des General-Feldmarschalls Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

2 Bände. gr. 8. 1872. Preis 6 Mk.

Bei dem durch den Tod des Prinzen Friedrich Karl neuerdings geweckten Interesse für das Leben und die Thaten des heldenmüthigen Heerführers dürfte ein Hinweis auf obiges, in unserem Verlage erschienenen Buch, welches Georg Horn, den Berichterstatter der „Gartenlaube“ bei der zweiten Armee im Deutsch-Französischen Kriege, zum Verfasser hat, unseren Lesern angenehm sein. Dasselbe entrollt ein lebensvolles, unter dem unmittelbaren Eindrucke der gewaltigen Ereignisse hervorgegangenes Bild der großen Zeit und ihrer Heldenthaten.

Leipzig, im Juli 1885.

Ernst Keil's Nachfolger.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Reiser in Stuttgart. Redacteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiebe, sämtlich in Leipzig.